

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.
Für Oesterr.-Ungarn, Frankreich u. Italien: M. Duker-Nachf., Annonzen-Expedition, Wien I., Wollzeile 9.

Redaktion und Expedition:
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Abonnementspreis: Jährlich 12\$ 00. Ausland 20 Mk
Einzelne Nummern 300rs. Inserate nach Uebereinkunft.

Nr. 10

São Paulo, 1. September 1911

VII. Jahrg.

Handelsbericht aus Rio de Janeiro

vom 1. bis 15. August 1911.

Der Wechselkurs ist unverändert geblieben. Banco do Brasil notierte 16 1/8, die ausländischen Banken 16 1/16, gegen 16 5/8 bis 16 7/8 d im selben Zeitraum des Vorjahres. Das Geschäft war lebhafter als im vergangenen Monat. Wechsel wurden zu 16 3/32 bis 16 9/64 notiert, andere Papiere zu 16 5/32 bis 16 3/16. Der offizielle Wert des Milreis war 597 bis 599 Reis, der des Pfund Sterlings 14\$884 bis 14\$942.

Die äußersten Notierungen waren: London 16 1/16 bis 16 1/8, Hamburg 730 bis 734 Reis, Paris 591 bis 514 Reis, Italien 596 bis 599 Reis.

Nicht unerwähnt darf an dieser Stelle bleiben, daß am 1. August die Deutsche Ueberseeische Bank ihre Tätigkeit aufgenommen hat. Wir haben jetzt hier zwei erstklassige, kapitalkräftige deutsche Bankinstitute, was gewiß dazu beitragen wird, daß das deutsche Kapital sich immer stärker in Brasilien betätigt, wo ein schier unbegrenztes Arbeitsfeld sich darbietet. Die Direktion der neuen Bank hat Herr Paul Richarz übernommen, eine bewährte Kraft, welchem drei tüchtige Prokuristen zur Seite stehen. Das Bankbureau, geschmackvoll und vornehm eingerichtet, befindet sich Rua Alfandega 11.

Der Kaffeemarkt war in der ersten Hälfte August etwas lebhafter. Die Preise zogen an, trotzdem das Angebot bedeutend war. Da die Nachrichten vom europäischen Markt und von Santos ständig gute waren, hielten sich die Preise für die besseren Sorten, während die geringeren bei starkem Angebot keine Abnehmer fanden. Die äußersten Notierungen am hiesigen Platze waren für Marke 7 10\$700 bis 11\$400.

Die Preise im Auslande waren:

Newyork	13 1/2—13 1/4 cents pro Pfd.
Hamburg	56,25—58,50 Mk. pro 50 kg.
Havre	68,50—71,00 Fr. pro 50 kg.
London	5 1/2 sh. — 5 1/4 sh. 6 d. pro 100 Pfd.

Verkauft wurden vom 1. bis 15. August in Newyork 861.000 Sack, in Hamburg 430.000 Sack, in Havre 294.000 Sack, in London 137.500 Sack; zusammen 1.722.500 Sack, gegen 1.445.500 Sack in der letzten Hälfte Juli.

Hier wurden 77.000 Sack verkauft. Es trafen 125.496 Sack ein, verladen wurden 107.445 Sack. Der Stock betrug am 15. August 233.500 Sack.

Der Import war in der ersten Hälfte August ziemlich bedeutend, besonders der von Weizen, Kartoffeln, Reis, Carne Secca, Petroleum und Alfafa.

Bohnen wurden nur 131 Sack von Valparaiso

importiert, hingegen trafen aus den Staaten 30 663 Sack ein. Ausländische Bohnen standen 23 bis 25\$ pro Sack (62 Kilo). Die Preise der Bohnen von Porto Alegre sind unverändert geblieben, 11\$000 bis 12\$000 pro Sack. Feijão Manteiga ist bedeutend teurer geworden und kostete 18 bis 19\$500, weiße Bohnen notierten 10 bis 11\$000 pro Sack zu 60 Kilo.

Der Import von Reis war bedeutend und betrug 11.266 Sack. Die Zufuhr belief sich auf 8803 Sack. Englischer Reis kostete 23\$500 bis 24\$500, Arroz Agulha 1. Qualität 34 bis 35\$000, 2. Qualität 30 bis 32\$000. Nationalreis 1. Qualität kostete 27 bis 29\$000, 2. Qualität 23 bis 25\$000 pro Sack.

Auch der Import von Kartoffeln war bedeutend, 13.060 Kisten, teils von Frankreich, teils von Portugal. Inländische Kartoffeln wurden nur 2902 Volumen geliefert. Letztere kosteten 160 bis 220 Reis pro Kilo, die europäischen 17 bis 18\$000 pro Kiste zu 60 Kilo.

Die Zufuhr von Mais betrug 42.231 Sack. Die Preise sind unverändert geblieben, 7 bis 7\$200 für 1. Qualität, 6\$500 bis 6\$800 für 2. Qualität.

Weizenmehl wurde nicht importiert. Der Import von Weizen betrug hingegen 178.928 Sack. Die Mehlpreise sind etwas gestiegen. Moinho Inglez notierte 20\$750 bis 23\$500, Moinho Fluminense 21 bis 22\$500, Moinho S. Cruz 21\$500 bis 24\$000 pro 2 Sack.

Die Zuckerpreise haben infolge ungenügender Zufuhr eine Steigerung erfahren. Es fehlte besonders an Mascarinho. Man notierte für weißen Kristallzucker 240 bis 260 Reis, für gelben Kristallzucker 210 bis 225 Reis, für Mascaro und Mascarinho 160 bis 230 Reis pro Kilo. Die Zufuhr betrug 54.000 Sack, verladen wurden 55.478 Sack. Der Stock betrug am 15. August 202.830 Sack.

Auch die Preise für Branntwein sind infolge geringer Zufuhr bedeutend gestiegen. Branntwein von Parahy notierte 155 bis 160\$000, solcher von Campos und vom Norden 140 bis 145\$000 pro Pipa. Die Zufuhr betrug nur 465 Pipas.

Spiritus ist ebenfalls im Preise gestiegen. Man zahlte 260 bis 265\$ für 40 gradigen, 230 bis 235\$ für 38 gradigen, 210 bis 215\$ für 36 gradigen Spiritus pro 480 Liter. Die Zufuhr belief sich auf 690 Volumen.

Es wurden 100 Faß Schmalz von Newyork importiert. Die Zufuhr betrug 3103 Volumen. Minas-Schmalz kostete 980 Reis bis 1 Milreis, von Porto Alegre 1\$160 bis 1\$200, von Itajahy 1\$120 bis 1\$160 pro Kilo. Amerikanisches Schmalz kostete 800 bis 840 Reis pro Pfund.

Der Import von Butter betrug nur 226 Kisten, die Zufuhr von Minas und dem Süden 8428 Volumen. Die Preise blieben unverändert, 2\$800 bis 3\$200 für Minas-Butter. 1\$800 bis 2\$100 für Butter vom Süden. Die französischen Marken kosteten 2\$400 bis 2\$500 pro Kilo, je nach Qualität.

Der Import von Carne Secca betrug 11.305 Ballen, die Zufuhr vom Süden 3589 Ballen. Carne Secca von Rio Grande kostete 740 bis 840 Reis, vom La Plata 740 bis 960 Reis pro Kilo.

Es wurden 14.180 Ballen Alfafa importiert. Die Zufuhr betrug 2904 Ballen. Inländische Ware kostete 230 bis 240 Reis, solche vom La Plata 190 bis 200 Reis pro Kilo.

Zement wurden 15.650 Tonnen importiert, wovon 4750 von Deutschland. Die Preise waren wie bisher 10 bis 13 Milreis pro Tonne.

Der Baumwollmarkt war still, aber fester als seither, da die Produzenten im Norden zurückhalten und die zu erwartende Ernte klein ist. Man erwartet für die nächste Zeit eine beträchtliche Preissteigerung. Die Zufuhr betrug 9196 Ballen, verladen wurden 10.076 Ballen. Stock am 15. August 17.249 Ballen. Die Preise waren: Pernambuco 9\$800 bis 10\$500, Rio Grande do Norte 9\$500 bis 10\$300, Ceara 9\$800 bis 10\$300, Parahyba 9\$700 bis 10\$.

Die Zufuhr von Tabak betrug 9002 Volumen, die von Zigarren 53 Volumen. Die Preise blieben unverändert, der Markt war ruhig. Man notierte 700 Reis bis 2\$100 pro Kilo, je nach Qualität.

Die Schiffahrtsbewegung war folgende. Es fuhren vom 1. bis 15. August in Rio de Janeiro ein:

Brasilianer 34 Dampfer mit 23.014 Tonnen, Deutsche 11 D. mit 41.247 T., Engländer 26 D. mit 83.679 T., Franzosen 4 D. mit 11.093 T., Italiener 9 D. mit 28.010 T., Holländer 2 D. mit 9146 T., Oesterreicher 1 D. mit 3914 T., verschiedene Nationen 3 D. mit 6403 T.; zusammen 90 Dampfer mit 206.506 Tonnen.

Es fuhren aus:

Brasilianer 30 Dampfer mit 21.322 Tonnen, Deutsche 10 D. mit 34.096 T., Engländer 22 D. mit 71.786 T., Franzosen 4 D. mit 10.809 T., Italiener 7 D. mit 23.856 T., Holländer 2 D. mit 9211 T., Oesterreicher 3 D. mit 8328 T., verschiedene Nationen 2 D. mit 3609 T.; zusammen 80 Dampfer mit 183.017 Tonnen.

Vermischte Nachrichten.

Lebensdauer und Lebensverlängerung. Unlängst hat eine Tageszeitung den Einfall gehabt, an bekannte Persönlichkeiten Rundfragen zu richten, was sie zur Erhaltung ihrer körperlichen Frische tun oder getan haben. Die eingegangenen Antworten, soweit sie bekannt wurden, sind so, wie ein Kundiger erwarten konnte, nämlich: was einige empfehlen, widerraten andere. Bei der Frage nach der Verlängerung der Lebensdauer muß man sich, so lesen wir in der „Köln. Ztg.“, zunächst darüber klar werden, wie groß denn die durchschnittliche oder mittlere Lebensdauer ist. Viele meinen, diese werde erhalten, wenn man das Lebensalter sehr vieler Gestorbener, vom Säugling bis zum Greise zusammenzählt und durch die Anzahl der Fälle teilt. Dann findet man als mittlere Lebensdauer 35 bis 40 Jahre. Daß dieses Resultat unmöglich richtig sein kann, leuchtet ein; es ist zu gering, und zwar deshalb, weil ein Fünftel aller Geborenen vor Vollendung des ersten Lebensjahres

sterben. Man muß also bei der Berechnung die Säuglings- und Kinderjahre ausschalten und sollte die Berechnung füglich erst mit den Mannesjahren beginnen; was früher stirbt, hat eben das Ziel seines Daseins ganz verfehlt. Nach Wilhelm Alexis beträgt die wirklich normale Lebensdauer in den meisten europäischen Staaten siebzig Jahre, und so war es schon vor Jahrtausenden, wie aus der Bibel erhellt, wo es heißt: „Unser Leben währet 70, und wenn es hoch kommt, 80 Jahre.“ Daß in der jüngsten Zeit dank den hygienischen Maßregeln die Lebensdauer wesentlich zugenommen habe, ist durch nichts erwiesen; jene hygienischen Vorschriften haben hauptsächlich nur den mit der zunehmenden Kultur wachsenden schädlichen Einflüssen entgegen gewirkt. Unter diesen schädlichen Wirkungen ist in erster Linie das üppige Leben in bezug auf Essen und Trinken, dann der zunehmende Hang zum Wirtschansbesuch bis in die tiefen Nachtstunden, ja über Mitternacht hinaus, zu nennen. Es sterben unvergleichlich mehr Menschen durch Ueberernährung als durch Mangel! Mit Recht hat man gesagt, daß der Mensch sich sein Grab mit den eigenen Zähnen gräbt, oft mit künstlichen. Die Hundertjährigen gehören überwiegend nicht der reichen und vornehmen Klasse, meist nicht einmal dem Mittelstande an, sondern sind zum größten Teile Besitzlose. William Kinear, der die Verhältnisse der Hundertjährigen in Nordamerika untersuchte, hat geradezu gesagt, man müsse arm sein, um sehr alt zu werden. Es wäre jedoch völlig verfehlt, hieraus zu schließen, daß Wohlhabenheit keinen Einfluß auf die Lebensdauer hätte.

Was China durch die Abschaffung des Zopfes erspart. Die Abschaffung des Zopfes macht in China jetzt schnelle Fortschritte. Die Beamenschaft geht mit gutem Beispiel voran und beginnt sich des Zopfes zu entledigen und die Jugend folgt ihr in großer Anzahl hierin nach. Es scheint hiernach wirklich, daß der Anfang vom Ende dieser chinesischen Nationalsitte gekommen sei. Die Abschaffung des Zopfes hat nun aber, worauf man gewöhnlich nicht achtet, auch ihre wirtschaftliche Seite, insofern sie nämlich für China eine recht erhebliche Ersparnis im Gefolge haben würde. Man darf rechnen, daß jeder Chinese im Durchschnitte eine Viertelstunde des Tages auf die Pflege seines Zopfes verwendet, die ihm auf diese Weise für die Zwecke produktiver Arbeit verloren geht. Der Statistiker des „Eclair“, der sich mit der Frage beschäftigt, rechnet nun allerdings viel zu hoch, wenn er annimmt, daß der Chinese in dieser Viertelstunde 40 Heller verdienen oder an Werten schaffen könnte. Zeit und Arbeitskraft sind in China unendlich viel billiger und höher als 10 Heller darf man den Wert der Viertelstunde eines Chinesen sicher nicht anschlagen. Rechnet man nun 100 Millionen Chinesen im Alter von über 15 Jahren, so bedeutet sie durch die Abschaffung des Zopfes ersparte Viertelstunde einen jährlichen Gewinn von 10 Millionen Kronen für das chinesische Volk. Nun ist aber weiter zu bedenken, daß im Durchschnitt wohl jeder dieser 100 Millionen Chinesen für seinen Kopfschmuck einen Franken im Jahre auf Bänder, Pomade usw. ausgeben dürfte, und auf einen weiteren Franken wird man die Abnutzung des Kleides durch die Reibung am Zopfe ansetzen dürfen. Das bedeutet, wenn der Zopf wegfällt, eine weitere Ersparnis von 160 Millionen Kronen im Jahre, so daß man zu dem Ergebnis kommt, daß China im ganzen durch die Abschaffung des Zopfes nicht weniger als etwa 170 Millionen Kronen jährlich ersparen oder gewinnen würde. Der Statistiker des „Eclair“ allerdings gelangt zu außerordentlich viel höheren Zahlen, indem er nämlich berechnet, daß die in Rede stehende Ersparnis rund 80.000 Millionen Kronen im Jahre oder 80 Milliarden betragen würde! Allein es ist diesem Rechner begegnet, was Amateur-Statistikern leider widerfährt: er hat sich gründlich verrechnet.

Von der Kriegsmarine.

Obwohl die Bundesregierung schon seit Jahren durch Kongreßbeschluß autorisiert ist, im Auslande Lehroffiziere für die Armee zu engagieren, hat sie bisher doch nichts getan, um solche Offiziere zu gewinnen. Es ist nicht bekannt, warum die Regierung bis jetzt gezögert hat, von der Ermächtigung Gebrauch zu machen. Die Unschlüssigkeit des Marschalls Hermes ist um so befremdender, als er selbst es bei verschiedenen Gelegenheiten ausgesprochen hat, daß er die Einstellung von ausländischen Lehroffizieren für nötig hält. Es sind auch bereits Verhandlungen mit der deutschen Regierung angeknüpft worden, und wie aus verschiedenen Aenssurungen der reichsdeutschen Presse zu ersehen ist, waren sogar schon Offiziere für die sogenannte große Mission ausgewählt und die Bedingungen waren auch im großen und ganzen festgestellt. Die Geschichte kam dann auf einmal ins Stocken und man hat seit dem Regierungsantritt des Marschalls Hermes nichts mehr davon gehört. Das ist sehr merkwürdig und sehr bedauerlich. Jeder einsichtige Militär und jeder Patriot, der es mit seinem Vaterlande gut meint, muß unbedingt für die Einstellung der Lehroffiziere sein, da es schon längst bis zur Evidenz nachgewiesen ist, daß unsere Armee aus sich selbst heraus nicht den Grad der Disziplin und der Schlagfertigkeit erlangen kann, deren das Land bedarf, um in seiner Armee eine sichere Garantie für den Frieden und einen sicheren Schutz gegen äußere Feinde zu haben. Es liegt uns durchaus fern, einer aus deutschen Offizieren bestehenden Mission das Wort zu reden, obwohl es nicht zu leugnen ist, daß gerade deutsche Offiziere die besten Instruktoren für unsere Armee abgeben würden. Es müssen durchaus nicht deutsche Offiziere sein. Die Franzosen haben, wie schon der Versuch mit der Polizei von S. Paulo zeigt, als Instruktoren bereits in verschiedenen Ländern Vorzügliches geleistet. Warum sollten solche bei der Bundesarmee nicht auch gute Dienste leisten können? Die Hauptsache ist für uns nur die, daß überhaupt Instruktoren eingestellt werden, welche imstande sind, unsere Armee hoch zu bringen. (Allerdings ist hier zu bedenken, daß es infolge der Impertinenz der Franzosen, welche sich wie toll gebärdeten, als bekannt wurde, daß deutsche Offiziere bevorzugt werden sollten, nicht ratsam erscheint, Frankreich um Instruktoren zu bitten. Die Franzosen könnten sich sonst leicht einbilden, Brasilien habe sich durch die französischen Drohungen einschüchtern lassen und krieche nun demütig zu Kreuze. Anmerk. d. Red.)

Die Unschlüssigkeit der Regierung ist aber auch noch aus einem anderen Grunde befremdend. Es ist bekannt, daß im Marinebudget auch ein Kredit für die zu engagierenden Marine-Instruktoren gefordert wird. In seinem Relatorium hat der Marineminister sehr eindringlich auf die Notwendigkeit hingewiesen, das Offizierkorps zu verjüngen und die Offiziere mit Hilfe von ausländischen Lehroffizieren ausbilden zu lassen, damit sie den Dienst auf den modernen Schiffen gut verstehen und auch im Ernstfalle damit umzugehen wissen. Marschall Hermes hat sich mit den Ansichten seines Ministers völlig einverstanden erklärt. Er hat also auch in diesem Falle wieder zu erkennen gegeben, daß er für die Einstellung von Instruktoren ist. Sollte aber die Regierung wirklich beabsichtigen, jetzt für die Marine fremde Offiziere zu engagieren und es in der Armee im alten Schlendrian weiter gehen zu lassen? Das ist doch kaum anzunehmen, da die Schlagfertigkeit der Armee doch ebenso wichtig ist, als

die der Marine. Voraussichtlich wird die Regierung, falls die Einstellung von Marine-Instruktoren genehmigt wird, gleich Offiziere für die Landarmee und die Marine zusammen engagieren.

Es ist freilich fraglich, ob der Kongreß für die Instruktoren zu haben sein wird. Die zuständige Kommission hat sich bereits dagegen ausgesprochen. Zwar hat der Berichterstatter die Annahme der diesbezüglichen Bestimmung warm empfohlen, jedoch ist er mit seiner Stimme allein geblieben, da sämtliche übrigen Mitglieder der Kommission sich dagegen geäußert haben. Der Berichterstatter hat die Notwendigkeit der Maßregel sehr eingehend begründet, und sein Wort sollte in der Kammer um so höheren Wert haben, als derselbe aktiver Marineoffizier ist. Die Gründe, welche in der Kammer gegen die Einstellung der Instruktoren vorgebracht worden, sind zum größten Teile sehr anfechtbar, einige sogar direkt albern. Es ist aus allen Gründen zu ersehen, daß der einzig wahre Grund die Furcht vor den eigenen Leuten ist, welche sich dagegen auflehnen könnten. Wer aber sind diese Leute? Etwa unsere jüngeren Offiziere? Nein, unsere jungen Leute sind es bestimmt nicht, denn diese haben glücklicherweise meist schon die Welt gesehen; sie haben die Marinen der anderen Länder kennen gelernt und wissen am besten, wie sehr wir trotz unserer hochmodernen Schiffe hinter allen anderen Kriegsmarinen zurückstehen. Besonders aus den Reihen der jüngeren Offiziere kamen seinerzeit die meisten Beifallskundgebungen, als das „Journal de Commercio“ in rücksichtsloser Weise die Schäden in der Kriegsmarine aufdeckte und die unglaublichen Zustände, welche unter dem letzten Marineminister eingerissen waren, aller Welt offenbarte. Der Widerstand scheint vielmehr von den älteren Patenten auszugehen. Die im Dienste, respektive in der Bequemlichkeit des seitherigen Dienstbetriebes, ergrauten Kommandanten sind wohl in ihrer Mehrzahl Gegner der Marinemission. Sie fürchten nicht nur für ihre Bequemlichkeit, sondern auch für ihr Ansehen und nicht zum wenigsten auch für ihre Karriere, da bei einer Neubildung der Marine wahrscheinlich nur sehr wenige Offiziere es bis zum Admiral bringen würden. Gegen die Mission sind ferner unsere famosen Positivisten und es kann leider nicht geleugnet werden, daß diese sonderbaren Heiligen unbegreiflicherweise noch heute einen großen Einfluß auf die Regierung ausüben. Viele Offiziere gehören dieser Sekte an, obwohl sich das Kriegslandwerk eigentlich mit den positivistischen Grundsätzen gar nicht vereinbaren läßt. Der erste Offizier, welcher seine Stimme gegen die Einstellung von Instruktoren in die Armee erhob, war der Oberstleutnant Ximeno de Villeroy. Derselbe veröffentlichte seinerzeit einen Artikel, in welchem er in ebenso taktloser als ungeschickter Weise gegen die ausländischen Offiziere zu Felde zog. Am Schlusse seines Elaborats drohte er, sich sofort pensionieren zu lassen, falls die Regierung es wirklich fertig bringen würde, die Offiziere von ausländischen Mietlingen drillen zu lassen. Herr Ximeno ist ein überzeugter Positivist, welcher sich sicher ausgezeichnet für die sogenannte Laienkatechese eignen würde, durch welche sich unser Ackerbauminister seit einiger Zeit mit Ruhm bedeckt hat. Der Positivismus hat bei uns schon unberechenbaren Schaden angerichtet, besonders aber im Offizierskorps. Es wäre endlich an der Zeit, daß sich die Regierung von denselben frei machte. Besonders aber sollte sie sich in einer so wichtigen Frage, wie die Reorganisation der Armee und Marine mit Hilfe ausländischer Lehroffiziere, nicht von ihnen dreinreden lassen. Die Regierung hat augenblicklich einen so großen Einfluß im Kongreß, dass es ihr

ein leichtes sein würde, die Einstellung von ausländischen Instruktoren durchzusetzen, wenn sich auch jetzt viele Stimmen dagegen erheben. Marshall Hermes hat gleich zu Beginn seiner Regierung erfahren müssen, was für ein gefährliches Ding eine undisziplinierte Marine mit unzuverlässigen Mannschaften ist. Er müßte also mit aller Energie auf eine gründliche Reorganisation nach europäischem Muster dringen. Mit der Anwerbung portugiesischer Söldlinge, deren schon einige Hunderte eingestellt sind, ist der Marine auf die Dauer nicht gedient. Es müssen entscheidende Schritte getan werden; denn sonst wird es sich nach wenigen Jahren zeigen, daß die ungeheuren Opfer — etwa 10 Millionen Pfd. Strl. werden die neuen Schiffe ja etwa kosten — ganz umsonst gebracht worden sind, und wir werden in der seitherigen Inferiorität verharren, während Argentinien und Chile sich eifrig bestreben, ihre Streitkräfte nach europäischem Muster auszubilden. Die Ehre der Nation fordert es entschieden, daß Brasilien, das größte Land des südamerikanischen Kontinents, auch in militärischer Hinsicht nicht hinter den Nachbarn, die außerdem im Falle eines Krieges sein Gegner sein werden, zurückbleibt.

Deutsche Kolonisten in der Ostmark.*)

Von Ober-Regierungsrat von Both.

Die Gewähr für den Erfolg der deutschen Siedlungstätigkeit in der Ostmark steckt nicht so sehr in der Massenhaftigkeit der Einzelansiedlungen als in der Zusammenfassung der Ansiedler zu großen leistungsfähigen Gemeinwesen, ebenso wie man Schlachten nicht mit einzelnen Soldatenhaufen schlägt, sondern mit Kompagnien, Bataillonen und Regimentern, und in entsprechend höherem Maße in dem Aneinanderschließen mehrerer Ansiedlergemeinden. Das ist wieder ein leitender Grundsatz der Ansiedlungskommission. Erst dann findet der Ansiedler Connubium und Commerceium je größer der zusammenhängende Ansiedlungsbezirk, um so kräftiger entwickelt sich das deutsche Leben, um so mehr schließt es das Eindringen des polnischen Einflusses aus. Die Vereinzelung der alten deutschen Niederlassungen hat zu ihrer Verpolung oder zur Inzucht geführt. Die Möglichkeit der Verheiratung, die Größe des Heiratsmarktes für das heranwachsende Geschlecht muß von dem vorausschauenden Kolonisator ebenso in Rechnung gezogen werden wie die richtige Blutmischung. Wenn die Verwandten aus einer Ortschaft sich in zu großer Zahl auf dieselbe Ansiedlung drängen und ihre ganze Sippe nachziehen wollen, um sich in dem fremden Lande schneller heimisch zu fühlen, so werden zwischen und ne-

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz dem soeben erschienenen 351. Bändchen der bekannten Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“: „Die Ostmark“. Eine Einführung in die Probleme ihrer Wirtschaftsgeschichte. Nach Vorträgen von Ober-Reg.-Rat H. v. Both, Prof. Dr. G. Buchholz, Dr. F. Hartmann, Assessor a. D. M. Jaffé, Dr. F. Swart und Dr. L. Wegener herausgegeben von Professor Dr. Waldemar Mitscherlich in Posen (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin. Preis geh. Mk. 1.—, in Leinwand geb. Mk. 1.25), das in erster Reihe von Aufsätzen der besten Kenner der ostmärkisch. Verhältnisse eine unparteiische, streng sachliche Darstellung der Entwicklung des ostmärkischen Wirtschaftslebens und seiner wichtigsten gegenwärtigen Probleme bietet. Die Darstellung wird auch bei uns, die wir selber mit Kolonisationsproblemen beschäftigt sind, Interesse erregen.

ben sie Ansiedler aus anderen Gegenden gesetzt. Durch Kreuzung der verschiedenen Landsmannschaften wird allmählich ein ganz neuer deutscher Bauernschlag entstehen, der hoffentlich wie alle vernünftigen Kreuzungen eine wetterfeste Rasse hervorbringt.

Der Aufbau der Gehöfte auf den Rentenstellen ist den Ansiedlern selbst überlassen. Der Gutsverwalter berät nur den Ansiedler beim Abschluß des Bauvertrages, prüft den Bauplan und sorgt für die Bauverfahren. In den ersten Jahren entwickelten die einzelnen Landsmannschaften eine bemerkenswerte Mannigfaltigkeit ihrer heimischen Baustile: der Westfale und Ostfriesen baute das große Haus, das Wohnung, Stall und Scheune unter ein Riesendach faßt; der fränkische Bauer und der Pommer legten Wohnhaus, Stall und Scheune getrennt. Die Verbindung von Wohnhaus und Stall oder Stall und Scheune kam in den verschiedensten Formen vor. Die Beobachtung dieser immer abwechselnden Anordnungen, der Gestaltung und Verbindung der Innenräume, der Ausnutzung des Platzes bei bescheidenem Grundrisse, ist sehr lehrreich; die praktische Vernunft des kleinen Mannes tritt überall hervor. Daraus haben die Baubeamten der Behörde und die Bauunternehmer in den Ansiedlungsprovinzen viel gelernt. Die Erfahrungen der Baubeamten sind in den zahlreichen fiskalischen Pachtbauten ansprechend verwendet und weitergebildet worden. Während beim Bauern lediglich die Zweckmäßigkeitsrücksichten zur Geltung kommen konnten, wollte der Staat auch dem guten bäuerlichen Geschmacke Rechnung tragen. Statt des harten Ziegelrohbaues ist durch die Pachtbauten der freundlichere Putzbau verbreitet, das häßliche, flache, schwarze Pappdach auf dem Wohnhause durch die roten Ziegeldächer der Pachtbauten mehr und mehr verdrängt worden; das Beispiel hat auf Ansiedler und Unternehmer gewirkt. Die weithin leuchtenden roten Dächer sind ein Merkmal für die Ansiedlungsdörfer; wo sie am Horizont auftauchen, da weiß man, dort liegt eine neue deutsche Siedlung.

Die neuen Landgemeinden erhalten deutsche Namen, oft mit Anklang an den Heimatsort der Ansiedler, oder in Westpreußen den Namen, der dem Orte zur Ordenszeit eigen war.

Das Deutschtum aller Länder begegnet sich in den Ansiedlungen. Wo nur immer deutsche Bauern wohnen, liefern sie Ansiedler. Selbst aus Amerika kehren Auswanderer reuevoll zum Vaterlande heim. Jede Landsmannschaft findet bei der Verschiedenartigkeit und verhältnismäßigen Fruchtbarkeit des Bodens Land nach ihren Gewohnheiten und Wünschen. Die Vorurteile und schiefen Ansichten, die früher über Posen im Westen herrschten, die Märchen von Wölfen und Urwäldern sind überwunden.

Vor allem rekrutieren sich die Ansiedler aus Westfalen, Sachsen und der Rheinpfalz; auch Pommern, die Provinz des stärksten Großgrundbesitzes, weist eine hohe Abwanderung auf. Ostpreußen, Oberschlesien und Hinterpommern, selbst dem Eindringen des Polentums ausgesetzt, sind als Werbegebiete ausgeschlossen. Stark war zeitweise der Zuzug aus Rußland und Galizien. Große, volkreiche Kolonien, deren Anfänge in die Zeiten Katharinas II. und Josephs II. zurückgehen, werden durch die russische und polnische Agrar- und Schulpolitik zur Auswanderung getrieben. Aus der Gegend von Lemberg, aus Russisch-Polen, Wolhynien, vom Dnjepr, Don und Schwarzen Meere kommen die Leute, wohlhabende und arme, stattlich aussehende und zerlumpte. Mit Frau und Kind, auf Planwagen und zu Fuß kommen sie über die Grenze, zurück zur alten Heimat, wo der König Land verteilt. Sie sehen nicht so gut aus wie die Bauern aus Sachsen, sind kulturell und

„Wien West“ Blätter für Heimatkunde erscheinen acht mal jährlich. Pränumeration 2 Franken 50 cs. Probe Nummern unentgeltlich, desgleichen Auskünfte über Wien gegen Rückporto. Adr. **Wien West in Wien XIII. 5. Bahnhofstrasse 22.**

wirtschaftlich zurückgeblieben; manche können nicht lesen und schreiben, einzelne neigen zur Sektiererei. Aber das sind vorübergehende Schönheitsfehler. Vom nationalen Gesichtspunkte aus angesehen ist ihre Rückwanderung von außerordentlicher Tragweite. Nicht nur, daß die im Auslande verlorenen Posten dem Deutschtum erhalten werden, sondern auch daß durch sie neue deutsche Elemente dem Deutschen Reiche und der Ostmark zugeführt werden. Sie sindbarer Gewinn, um so höher anzuschlagen, als ihr Kinderreichtum außerordentlich groß ist. Bisher sind etwa 4100 Rückwandererfamilien angesiedelt. Unter ihnen sind zahlreiche mittellose oder gering bemittelte, die nicht sofort eine Stelle übernehmen können. Sie werden vorläufig als Arbeiter auf den Ansiedlungsgütern beschäftigt und es gelingt durch sie einen Teil der polnischen Gutsarbeiter zu ersetzen. Bewähren sie sich und gelingt es ihnen, sich bei den guten Lohmsätzen etwas zu ersparen, so werden sie auf Arbeiterrentenstellen oder auf Pachtstellen angesiedelt.

Wirtschaftlich gedeihen die Ansiedlungen fast ohne Ausnahme. Im Vergleiche zu dem Großwirtschaftsbetriebe ist die Viehzucht in den Ansiedlungen gestiegen. Die Zahl der Pferde hat sich verdoppelt, die des Rindviehs verdreifacht, die der Schweine verzehnfacht; nur die Schafzucht ist zurückgegangen. Geflügelzucht und Obstbau haben erheblich zugenommen. Jeder Ansiedler erhält eine Anzahl Obstbäume zu billigem Preise; insgesamt sind... 406.500 Obstbäume neugepflanzt worden. Für die Anschaffung reinrassiger Zuchttiere, guten Geflügels werden die Ansiedler durch Beihilfen unterstützt.

Der Steuerzoll ist in die Höhe gegangen: die Einkommensteuer um etwa 80 Prozent, die Ergänzungssteuer um 43 Prozent, die Gebäudesteuer um 154 Prozent und die Gewerbesteuer um 83 Prozent gegen die Zeit der Vorbesitzer.

Ein weitverzweigtes Genossenschaftswesen hält die Ansiedler zusammen, sucht sie unabhängig zu machen vom unreellen Handel und kulturell und wirtschaftlich zu heben. Der vom Präsidenten Wittenburg gegründete Spar- und Darlehnskassenverein in Libau war die erste Raiffeisenkasse in der Provinz Posen. Jetzt hat fast jede Ansiedlung ihre Darlehnskasse und das Mutterinstitut in Posen ist zu einem der größten Unternehmen der Provinz ausgewachsen. Zahlreich sind die Molkereigenossenschaften, die die regelmäßigen Bareinnahmen in die Wirtschaften bringen, und sonstige Genossenschaften zur Unterstützung der Kleinbetriebe. (Dreschmaschinen-Genossenschaften, Eierverwertungs-genossenschaften usw., usw.). Einige Kornhäuser, Kaufhäuser und Ein- und Verkaufsvereine haben sich gut, ja glänzend entwickelt. Zum Fortbetriebe der Gutsbrennereien werden die Ansiedler zu Genossenschaften oder Gesellschaften zusammengeschlossen.

Die Bauernbesiedlung ist der hauptsächlichste Geschäftszweig der Ansiedlungskommission. Sie hat aber auch der Arbeiteransiedlung, vor allem in den letzten Jahren, besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Das Problem der Ansiedlung von Arbeitern ist darum so schwierig, weil das Interesse der Arbeitgeber mit dem der Arbeitnehmer harmonisch und natürlich vereinigt werden soll. Manche Kreise betrachten die innere Kolonisation lediglich von dem

Gesichtspunkte der arbeitgebenden Grundbesitzer aus, die seit längerer Zeit unter der Abwanderung der Landarbeiter in die Industriezentren leiden; ja aus der Erwägung, daß der auf kleiner Stelle angesiedelte Arbeiter frei ist und seine Arbeit suchen kann, wo er will, stehen viele Großgrundbesitzer der Arbeiteransiedlung sehr skeptisch gegenüber. Dem kolonisierenden Staate muß es aber darauf ankommen, nicht nur den größeren Besitzern die natürliche Quelle ihrer Arbeitskräfte dauernd zu sichern, sondern vor allem die ländliche Bevölkerung, die gesunde Menschen und kräftige Soldaten stellt, in der gesunden Luft des Landes zu erhalten und durch gute Wohnungen und das Selbstbewußtsein, das eigener Besitz gibt, die Arbeiterschaft zu Freiheit und Freude an der Arbeit zu erzielen. Für die Ansiedlungsprovinzen mit ihrer überwiegenden polnischen Arbeiterschaft, diesem nicht versiegbaren Borne der Stärke für die polnische Nation, ist die Vermehrung der deutschen Arbeiterschicht eine besonders wichtige Aufgabe.

Nationalbewusstsein.

Kürzlich las ich in dem in Curityba erscheinenden „Beobachter“ die Mitteilung, daß Christoph Columbus, der Entdecker Amerikas, deutschen Stammes gewesen sei. Ein Vorfahr des berühmten Mannes sei im 15. Jahrhundert aus dem Dorfe Hembesen, zwischen Höxter und Altenbeken in Westfalen, nach Italien ausgewandert. Dieser habe „Danbert“, das heißt zu hochdeutsch „Täuber“, geheissen, woraus dann das gleichbedeutende lateinische „Columbus“ geworden sei.

Sehr wohl möglich, und nur einer der ungezählten Fälle, in denen das deutsche Blut in den Adern berühmter Männer die treibende Kraft zu großen Taten wurde. Wahrlich, wenn wir die zähle Ausdauer und den unerschrockenen Mut, welche Eigenschaft Columbus bei Verfolgung seiner Pläne so sehr bewies, in Betracht ziehen, so muß man zugeben, daß er die typischen Charakterzüge der deutschen Rasse in besonders großem Maße besaß.

Eines von den Beispielen der durchschlagenden Kraft des deutschen Blutes ist auch der italienische Nationalheld Garibaldi, dessen Mutter eine Tochter des westfälischen Freiherrn Theodor von Neuhof war, jenes kühnen Mannes, der mit Englands Unterstützung sich zum König der Insel Sardinien aufwarf und längere Zeit hielt.

Theodor v. Neuhof war einer der verwegenensten Abenteurer aller Zeiten und auf den Strang seines Blutes, das in Garibaldi floß, ist zweifellos die kühne Unersehrockenheit zurückzuführen, welche den italienischen Nationalhelden auszeichnete.

Eine der markantesten Persönlichkeiten des russisch-türkischen Krieges war der russische General Skobelev. Er war allemannischen Stammes, in der Gegend des Bodensees zu Hause und hieß einst „Kobele“. Er trat in die russische Armee ein, diente von der Pike auf, machte in den Feldzügen der Russen gegen asiatische Völker Karriere und heiratete dann eine russische Gräfin, auf deren Betreiben er seinen guten deutschen Namen in einen „echt“ russischen umänderte. So wurde aus dem einfachen Schwaben Kobele der berühmte russische General Skobelev der Aeltere.

Als den tüchtigsten Menschenschlag Italiens betrachtet man allgemein die Oberitaliener, deren oft hochgewachsene Gestalten mit blauen Augen und blondem Haar sofort den bedeutenden Anteil von germanischem Blut verraten, das in ihren Adern

fließt. Und es gibt in Oberitalien auch noch Menschen, die sich dessen bewußt sind. Sagte mir doch einmal ein lombardischer Wirt in Sayago bei Montevideo: „Ome me importan estas Italianos — yo soy „Longobardo“!“

Der tüchtigste Teil des französischen Volkes sind die Nordfranzosen, in denen ein bedeutender Strang germanischen, vor allem fränkischen Blutes fließt. Der kriegerische Germanenstamm der Franken oberte einst jenes Land, das nach ihm benannt ist, welches heute die Vormacht der romanischen Rasse darstellt, und dessen Kultur allen Romanen als Non-plusultra gilt.

In Italien wie in Frankreich findet das Romanentum also sein stärkstes Element im aufgenommenen Germanenblut. Eine historische Tatsache, die die brasilianischen Nativisten zum Nachdenken anregen sollte.

Wer könnte in einem kurzen Zeitungsartikel alle die vielen Fälle aufzählen, wo deutsches Volkselement zur Verbesserung und Hebung fremder Völker beigetragen hat? — Sie sind unzählig!

Unsere deutsche Rasse ist ewig, wie die Sterne! An ihrer Widerstandsfähigkeit zerschellte sowohl die Kampfkraft der sieggewohnten Legionen Roms wie der Ansturm der wilden Horden der Hunnen, Mauren, Ungarn und Mongolen. Nicht der Dreißigjährige Krieg, nicht der Weltoberer Napoleon vermochte sie zu vernichten. Auf allen Gebieten des menschlichen Wirkens marschieren seit vielen Jahrhunderten Deutsche in der ersten Reihe. Die Geschichte der deutschen Rasse ist so reich an grossen Männern und großen Taten, ist in ihrer Gesamtheit so groß und ruhmreich, daß nur die Geschichte des alten Rom ihr vergleichbar erscheint. Und dennoch findet man noch so oft Deutsche, denen es an nationalem Selbstbewußtsein bedenklich mangelt. Selbst heute noch, wo doch das deutsche Volk wieder in gewaltiger Aufwärtsbewegung begriffen ist, nachdem einer der größten Staatsmänner aller Zeiten, Bismarck, es neu geeint, und diese Einheit in den unvergleichlichen Erfolgen der deutschen Heere auf Frankreichs Schlachtfeldern ihren Ausdruck fand und durch sie besiegelt wurde.

Das alles sind Binsenwahrheiten für den Wissenden! Da muß es den deutsch fühlenden Mann denn immer wieder empören, daß es in der Welt noch so viele Deutsche gibt, denen es am rechten Nationalstolz fehlt. Ich meine nicht jenes Nationalbewußtsein, das in anmaßenden Prahlereien seinen Ausdruck findet, sondern jenen vornehmen und unerschütterlichen Nationalstolz, wie er den echten Engländer auszeichnet, dem es als Evangelium gilt, daß alles, was „englisch“ heißt, ohne Tadel ist.

Mancher, der dies liest, wird denken: „Was Nationalgefühl, was Stammesbewußtsein — heute heißt die Losung: „Geschäft“. Make money, my son — ubi bene, ibi patria. Alles andere ist Mumpitz! —

Laß das Klimpern, laß das Leiern,

Wer erfreut sich soles Schalles?

Bess'res Klingen, bestes Klingen

Ist das Klingen des Metalles. —

Ich antworte ihm mit den Versen desselben F. W. Weber:

Alter Uhu, gelber Neidhart,
Mag's dich ärgern und verdrücken:
Dennoch grünt ein reicher Garten,
Wo der Menschheit Rosen sprießen.
Und die Nachtigall im Busen,
Sie wird jubeln, sie wird klagen
Jeden Lenz, solange auf Erden
Rosen glühn und Herzen schlagen.“

Worin es seinen Grund findet, daß der Charakterzug der nationalen Selbstverleugnung im Deutschen

so ausgeprägt erscheint, ist nicht leicht zu sagen. Allgemein behauptet man, daß sie auf die jahrhundertelange politische Zerrissenheit Deutschlands zurückzuführen sei. Das mag ein Grund mit sein, aber allein durch diesen Umstand wird die traurige Erscheinung doch wohl nicht erklärt. Ich möchte vielmehr behaupten, daß die Schulen, vor allem die höheren Schulen, einen bedeutenden Anteil an der Schuld tragen. Zeigt man in den Schulen der Jugend die menschliche Tüchtigkeit und Größe doch in allererster Reihe an Beispielen aus der Geschichte der klassischen Völker. Man lehrt sie, Leonidas und Cäsar bewundern, aber die vielen großen Männer der deutschen Geschichte und ihre unvergleichlichen Taten, die in keiner Hinsicht hinter denen des klassischen Zeitalters zurückstehen, berührt man nur flüchtig. Warum das geschieht, ist dem nüchternen Menschenverstand wohl schwerlich klar zu machen. Vielleicht ist dieser Lehrplan aber schon aus dem übergroßen Respekt der Lehrer vor allem, „was weit her ist“, entstanden.

Weshalb stellt man der deutschen Jugend zum Beispiel die Freiheitskämpfe der schweizer Bauern bei Sempach und Morgarten als eine so glorreiche Erscheinung hin, wenn die ureigenste Geschichte doch gerade so leuchtende Beispiele dieser Art aufzuweisen hat? Es liegt mir sehr fern, die schweizer Freiheitskämpfe herabsetzen zu wollen — sie sind groß und denkwürdig! Aber die niederdeutschen Bauern haben ihre Freiheit genau so energisch verteidigt wie die Schweizer, und, wo die Natur ihres Landes ihnen nur einigermaßen zu Hilfe kam, wie in Ditmarschen und Stedingen, auch genau so gut behauptet. Wenn Morgenstern und Hellebarde in den harten Fäusten schweizer Bauern bei Sempach und Morgarten die österreichische bzw. burgundische Ritterschaft zerschlugen, so zerschmetterten Hellebarde und Morgenstern in den starken Fäusten niedersächsischer und friesischer Bauern in den großen Schlachten bei Helmingstedt und Bornhöved die dänische Ritterschaft.

Wo in der ganzen Geschichte des klassischen Altertums findet sich ein leuchtenderes Beispiel von Tapferkeit und Pflichterfüllung, wie es der württembergische Oberst Wiederhold, der heldenmütige Verteidiger des Hohentwiel im Dreißigjährigen Kriege, gab? Welcher deutsche Schüler aber hat schon einmal von den Schlachten bei Helmingstedt und Bornhöved und vom Obersten Wiederhold gehört? Keiner! Welcher deutsche Schüler kennt die genauen Daten der so interessanten Geschichte der „Hansa“, vor deren Macht in ihrer Glanzzeit sich sowohl England und Frankreich, wie die nordischen Reiche beugen mußten? Keiner! Statt dessen kennen alle die Tat des Leonidas, die Schlacht bei Salamis und die Daten der punischen Kriege.

Kleine Völker, deren Vergangenheit im Vergleich zur zweitausendjährigen, ruhmreichen deutschen Geschichte unbedeutend erscheint, können uns da als leuchtendes Vorbild dienen. So z. B. die Polen. Wie oft habe ich aus dem Munde ganz ungebildeter polnischer Bauern gehört, wer Johann Sobieski, wer Kosciuszko war! Und der minder gebildete Deutsche? Ja, er kennt vielleicht einige zweifelhafte Anekdoten vom „alten Fritz“ und vom „alten Blücher“ — aber dann ist's Schluß! Ist es da ein Wunder, daß der dem Nationalgefühl verderbliche, kosmopolitische Zeitgeist in der großen Masse des deutschen Volkes so schnell Wurzel faßt? Gewiß nicht!

Das mögen sich aber alle gesagt sein lassen, die fern der Heimat um Existenz und Nationalität kämpfen, daß man dem Nativisten nur durch ein festes und stolzes Nationalbewußtsein imponiert. Im übrigen gilt Josef Lauffs unzweideutiges Wort:

„In Goethe stieg ein Gott hernieder,
Vor Bismarck zitterte die Welt,
Und Mozart holte seine Lieder
Getrosten Muts vom Sternenzelt —
Und mancher Kerl so gern vergilt
Im Ausland, daß er Deutscher ist!“
Ponta Grossa, den 15. August 1911.
O. C. Hagelberg.

Anmerkung der Redaktion. Wir gaben den Ausführungen des Herrn Hagelberg gern Raum, obwohl wir in Einzelheiten nicht mit ihm übereinstimmen. Die Schweizer Bauern z. B., die bei Sempach und Morgarten kämpften, waren auch Deutsche. Es ist also recht, daß die Schule ihre Taten preist, denn es geht nicht an, den Begriff des deutschen Volkes auf die innerhalb der augenblicklichen Grenzen des Deutschen Reiches Wohnenden zu beschränken. Diese Grenzen sind zeitlich und veränderlich, nicht „ewig wie die Sterne“. Die Schweizer Bauern wohnten damals zudem innerhalb der Reichsgrenzen, und die Holsteiner Bauern waren zeitweise reichsfremden Herrschern untertan. Gerade wir Ueberseedutschen, die wir Angehörige fremder Staaten sind, müssen die völkische Zusammengehörigkeit betonen und können eine Trennung in Reichsdeutsche, Oesterreicher und Schweizer nicht anerkennen. Was wir hochhalten und bewahren wollen und können, das ist ja gerade das allen Deutschen über die politischen Grenzen hinaus Gemeinsame: deutsche Sprache und deutsches Kulturgut. Was die Schulden abetrifft, so wird Herr Hagelberg den Volksschulen doch nicht gerecht, wenigstens nicht den Volksschulen von heute, die fremde Geschichte nicht lehren. Und auch in den höheren Schulen ist drüben während der 20 Jahre, die Herr Hagelberg im Auslande weilte, manches besser geworden, freilich noch nicht soviel, daß sein Vorwurf unberechtigt wäre. Da muß eben die Lektüre nationaler Geschichtswerke nachhelfen, etwa der von neulich empfohlenen Deutschen Geschichte von Einhart oder, ausführlicher, der von Heyck. Doch das sind eben Einzelheiten.

Randbemerkungen.

Bei der Manifestation, die anlässlich der Republikserklärung in Portugal in S. Paulo stattfand, leistete sich ein weitausschauender Redner in dem hoffnungsvollen Alter von etwa zwanzig Jahren folgende wunderschöne Phrase: „Wie eine Parasitschlingpflanze ein Bäumchen wie mit eisernen umklammerte die Monarchie Portugal; wie aber ein Ringen umklammert und sein Wachstum hemmt, so gesundes Bäumchen, aus dem Boden Lebenskraft saugend, sich doch entwickelt und die Ringe der Liane sprengt, so sprengte die Republik die Ringe der Monarchie. Portugal ist frei, meine Herren etc.“ — man kennt ja die Musik. Der gute Mann (Junge wäre wohl richtiger) hatte vergessen, daß Portugal kein „Bäumchen“, sondern ein Baum echt ehrwürdigen Alters ist, und er dachte auch nicht daran, daß man den Tag nicht vor dem Abend und Staatsmänner nicht bei ihrem Amtsantritt loben soll.

Jetzt denken sogar die Republikenthusiasten nicht mehr daran, die Machthaber von Lissabon für Volksbefreier zu halten und wenn jetzt ein ähnliches Beispiel wie das des jugendlichen Paulistaner Redners herbeigeht werden sollte, dann könnte es nur etwa das folgende sein: Wie ein Zederbaum, dem der Gipfel abgeschlagen, bis in die Wurzeln verdorrt, so verdorrt jetzt Portugal, nachdem die Rhetoren-Republik ihm die Monarchie genommen hat.

Die portugiesische Monarchie war wohl kein Muster — die Grafen und Herren nahmen es mit ihren



— Ein großer hygienischer Fortschritt muß in der Art erblickt werden, wie Knorr in Heilbronn seine Macaroni fabriziert. Es geschieht nämlich von A bis Z automatisch. Die Trocknung vollzieht sich mit frischer Luft in einem Tag. Daß solche Macaroni besonders gut schmecken, liegt auf der Hand. Die populärste sind Knorr's Hahn-Macaroni.

Pflichten nicht allzu genau und die Grenzen ihrer Rechte schienen sie auch nicht zu kennen, — aber die Republik ist noch viel, aber sehr viel weniger wert. Alle Tage hört man neue Heldentaten der Volksbefreier. Die neueste Leistung dieser Demokraten, welche besonders die brasilianische Presse interessieren dürfte, ist die Verhaftung des Korrespondenten des „Jornal do Brasil“, Herrn Pedroso Junior. Das „Jornal“ legt großes Gewicht auf eine genaue Berichterstattung, und da der Redaktion die Nachrichten, mit welchen die Lissaboner offiziellen Quellen die Presse speisen wollen, nicht genügten — diese sind in der Regel total falsch —, so beauftragte sie ihren Korrespondenten, auf eigene Faust sich richtige Informationen zu verschaffen. Herr Pedroso Junior ist selbst Republikaner, wie ja auch sein Blatt republikanisch ist, aber er berichtete doch manches, was den Herren Costa und Almeida nicht gefiel, und als er vor einigen Tagen von Vigo, wo er verschiedene portugiesische Emigranten interviewt hatte, nach Portugal zurückkehrte, wurde er eingelockt. *)

Weltbewegend ist die Verhaftung Pedrosos nicht, aber sie wirft doch ein grelles Schlaglicht auf die Verhältnisse in Portugal und beleuchtet das ganze Elend der sogenannten Republik. Sie soll die Tyrannei gestürzt haben, und wenn man richtig zusieht, entdeckt man, daß sie diese erst recht etabliert hat. Zurzeit der russischen Revolution konnte der Engländer Fraser, allerdings mit Pässen versehen, ungestört durch die aufstandangesteckten Gebiete reisen, Material sammeln und auch nach dem Erscheinen seines Buches „Rußland und seine Roten“ unbehelligt in dem Zarenreich sich aufhalten; in dem republikanischen Portugal, dessen Machthaber jeden Tag zum Fenster heraus Reden über Freiheit und andere schöne Dinge halten, wird aber ein Journalist, der im Ausland mit portugiesischen Flüchtlingen zusammengekommen, dem Kadi ausgeliefert. Das ist ein Kommentar der Wirklichkeit zu dem Republikanismus der Phrase, eine Selbstverspottung der operettenhaften Helden und es kann bei allen Unbefangenen nur noch ein Wunsch bestehen — daß diese Republikaner bald von der Bildfläche verschwinden und anderen, besseren Männern den Platz überlassen mögen.

* * *

*) Herr Pedroso ist inzwischen wieder freigelassen worden, da sich die Verhaftung nicht aufrecht erhalten ließ.

Die Red.

Der Idalina-Fall wird noch einmal zu Sprache kommen. Die beiden von der „Battaglia“ und der „Lanterna“ der schwersten Verbrechen beschuldigten Patres, Consoni und Stefani, haben die Redakteure dieser Blätter, Oreste Ristori und Edgard Leuenroth, wegen Beleidigung verklagt, und die Zeugenvernehmung ist bereits seit zwei Wochen in vollem Gange. Ohne sich ein Urteil über die vielgenannte Angelegenheit erlauben zu wollen, möchte man da fragen: wäre es nicht besser gewesen, wenn die beiden geistlichen Herren, den Prozeß schon im Jahre 1907, als die zwei Zeitungen mit ihren sensationellen Enthüllungen hervortraten, angestrengt und zu Ende geführt hätten? Alles, was sich inzwischen ereignet hat, wäre dann wohl nicht möglich gewesen, das Gericht hätte sein Urteil gesprochen und damit wäre die Sache, die jetzt zu einem Schauerroman ausgewachsen ist, kurz und bündig erledigt gewesen. Verleumdungen soll man sofort widerlegen; sonst wuchern sie wie ein schlimmes Unkraut immer weiter, und nachher ist ein Ausjäten unmöglich, weil sie zu große Flächen einnehmen und die Wurzeln schon zu stark geschlagen haben. Die beiden Journalisten mögen jetzt auch verurteilt werden, aber ein großer Teil des Publikums wird doch nicht recht an die Unschuld der Patres glauben, und dabei ist es garnicht ausgeschlossen, daß es dem sehr gewandten Verteidiger der zwei Angeklagten doch noch gelingt, aus den verschiedenen in der letzten Phase des Idalina-Rummels gemachten Dummheiten Kapital zu schlagen und daß er die Freisprechung seiner Klienten durchsetzt, ebenso wie er die Freilassung der wegen der Krawalle vom 10. März verhafteten Antiklerikalen schon durchsetzte. Eine Freisprechung der zwei Redakteure aber wäre eine indirekte Verurteilung der beiden Geistlichen.

Der Idalina-Fall ist in vieler Hinsicht für die Taktik der katholischen Geistlichkeit typisch. Die Herren setzen sich zu leicht über die gegen sie erhobenen Anklagen hinweg und erwarten, mit der Ruhe und Unbekümmerlichkeit des guten Gewissens, daß das Volk an ihre Unschuld glaube. Die Zeiten haben sich aber geändert und das Volk glaubt viel eher dem, der das Wort führt, als dem, der schweigt, und schließlich muß dem Geistlichen doch ebenso viel wie jedem anderen auch daran gelegen sein, in seinem Ruf intakt dazustehen. Der Curitybaner „Kompaß“ veröffentlichte vor einiger Zeit eine Artikelserie über die systematische Verleumdung des Klerus, in der er den Geistlichen wiederholt den guten Rat gab, die in die Presse lanzierten Notizen nicht auf die leichte Achsel zu nehmen, sondern sofort und wo nun angängig den Klageweg zu beschreiten. Der „Kompaß“ hatte mit seinem Rat zur Klage durchaus recht. Das wäre auch im Idalina-Fall das einzig richtige gewesen; Consoni und Stefani hätten sofort klagen sollen; sie verließen sich aber auf den Nimbus ihres Priestertums und das Resultat war, daß sie ihren eigenen Ruf sowie den ihres Standes erschütterten. Jetzt klagen sie, und ihre Gegner können sagen: wir haben sie zu der Klage gezwungen. Dadurch haben sie, Ristori und Leuenroth nämlich, schon den Vorteil, daß das Volk sie nicht als gewöhnliche Angeklagte ansieht, sondern als Männer, die von ihren Feinden die Gelegenheit, sich vor dem Gericht zu äußern, zu erstreiten gewußt haben. Das ist schon etwas, denn die Popularität ist heutzutage ein großer Erfolg, der vielleicht das Gericht selbst nicht beeinflußt, aber wohl sicher die letzte Instanz — das Urteil des Publikums.

* * *

Seit Tagen weilt der bekannte französische Deputierte und Sozialistenführer Jean Jaurès in m-

serer Stadt. Er wird hier einige Konferenzen halten und selbstverständlich für seine Ideen Propaganda machen. Das ist sein sehr gutes Recht, aber — so möchte man doch einwenden — wie stehen denn die Eintrittspreise dieser Konferenzen zu den Ausführungen des Redners im Einklang? Vierzig Milreis die Loge, zehn Milreis der Stuhl etc. ! Ist denn das sozialistisch? Und der Herr kam von Rio mit dem Luxuszug! Der Nocturno war ihm wohl zu gering, zu wenig elegant? Hier logierte er sich in die Rotisserie ein, in demselben Hotel, in dem die Präsidenten und Gesandten abzustiegen pflegen, in dem ersten der Stadt! Wenn nun ein Genosse ihn besuchen will und der kommt im blauen Kittel oder in einem Anzug, der die Spuren der Arbeit trägt — wollen wir sagen: Kalk- oder Farbflecken, da wird er ja garnicht vorgelassen und er bekommt den Mann, für den er vielleicht wie für einen Abgott schwärmt, garnicht zu sehen. Wer die Konferenzen Jaurès' besuchen wird, werden nicht die Arbeiter, sondern die stereotypen Konferenzläufer sein, die mit dem Besuch des Vortrages nur zeigen wollen, daß sie auch französisch verstehen. Warum geht Herr Jaurès nicht in die Arbeitervereine und hält seine Konferenzen in diesen Lokalen umsonst? Er will doch Aufklärung verbreiten, und das kann er nicht, wenn er solche Preise führt wie der Virtuose Paderewski oder wie Mascagni. Da kann er ja nur die Kapitalisten aufklären, denn nur diesen sind seine Konferenzen zugänglich, während dem Proletariat sie ebenso verschlossen bleiben wie die Oper oder die Theater. Alles in Ehren! Aber der Theatersozialismus, wie ihn die Herren Ferri, Anatole France und jetzt Jaurès vertreten, imponiert uns nicht, und er wird auch denjenigen nicht gefallen, die von den Volksführern mehr als Phrasenschwall erwarten. Geht doch hinaus zu den Armen und Verlassenen und bringt ihnen das sozialistische Evangelium, aber macht doch aus Volksaufklärung kein Theater!

In Rio war Jaurès der Gast aller großen Herren, nur die Arbeiter vergaß er, und hier wird dasselbe der Fall sein. Wenn die Arbeiter nun daraus nicht die Lehre ziehen, daß diese Führer nichts taugen und daß sie um kein Haar besser sind, wie die, die sie bekämpfen, dann müssen sie schon mit Blindheit geschlagen sein.

Jaurès ist ohne Frage ein bedeutender Mann, aber seine Bedeutung würde noch viel größer sein, wenn man an seine Wahrhaftigkeit glauben könnte, und das kann man nach der Beobachtung, daß er aus seiner Rednergabe eine Quelle des Reichtums macht, des Reichtums, den er bekämpft, nicht mehr.

Von hier aus geht der Redner nach Argentinien. Wenn er dort auch mit den Regierungsleuten so vertraulich verkehrt wie hier, dann werden die in Buenos Aires verfolgten Sozialisten ihren Mann wohl richtig einschätzen. — R.

Einwanderungspolitik.

Die Bestrebungen Brasiliens, für seine unermeßlichen Länderstrecken Einwanderer zu gewinnen, sind bisher nur von recht bescheidenem Erfolg begleitet gewesen, trotz der großen Summen, welche nicht nur die Bundesregierung, sondern auch die verschiedenen Staaten, besonders S. Paulo, dafür ausgegeben haben. Zwar nimmt die Einwanderung nach der monatlich veröffentlichten Statistik ständig zu, seitdem unter Affonso Penna eine systematische Propaganda betrieben worden ist und auch mehrere Staaten ständig Agenten in verschiedenen

europäischen Ländern unterhalten; aber der Zug ist doch noch immer viel zu gering, um in absehbarer Zeit eine wirkliche Besserung in ökonomischer Hinsicht herbeiführen zu können.

Die Hauptschuld ist entschieden in der Planlosigkeit zu suchen, mit welcher bei uns in dieser Hinsicht vorgegangen wird. Man ist noch immer nicht zu der Ueberzeugung gekommen, daß nicht nur die Quantität, sondern auch die Qualität in Frage kommen muß, und gerade darin ist schon allzuviel gesündigt worden. Die Rassenfrage, welche doch sicher gerade für die Zukunft Brasiliens von ausserordentlicher Bedeutung ist, hat man bisher so gut wie gar nicht berücksichtigt. Ziel- und Planlos hat man alle möglichen Menschen nach Brasilien zu locken versucht, ohne danach zu fragen, ob Aussicht vorhanden war, die betreffenden Einwanderer zu wirklich nützlichen Elementen für die gesunde Entwicklung des Landes zu machen. So kam vor einigen Jahren einmal irgendjemand auf die unglückliche Idee, Griechen nach S. Paulo zu bringen. Wer die Griechen kennt, weiß genau, daß diese sich in keiner Weise für den Ackerbau eignen, daß sie auch gar nicht daran denken, auszuwandern, um irgendwo hinter dem Pfluge herzuziehen oder gar mit der Hacke zu arbeiten. Sie wollen vielmehr nur Handel treiben und die griechischen Händler sind überall, wo sie auftauchen, wegen ihrer unsauberen Geschäftspraktiken unbeliebt und verhaßt. Man wußte natürlich in S. Paulo mit den edlen Griechen nichts anzufangen, da man es außerdem vergessen hatte, Dolmetscher mitkommen zu lassen, sodaß sich kein Mensch mit ihnen verständigen konnte. Man mußte schließlich froh sein, daß man sie wieder nach Hause schicken durfte. Es ist dies nicht der einzige Fall, in welchem das völlig planlose Vorgehen der Regierung und ihrer Kommissäre in Europa allgemeines Schütteln des Kopfes hervorrief und den Witzblättern reichlichen und dankbaren Stoff lieferten.

Als die Japaner anfangen, sich für Brasilien zu interessieren, war man überall gleich Feuer und Flamme für die kleinen gelben Kerle und mehrere Staaten, worunter S. Paulo und Rio de Janeiro, hätten nichts eiligeres zu tun, als sich eine möglichst große Zahl derselben zu verschern. Es ist noch in aller Erinnerung, wie sehr S. Paulo mit der ersten Sendung Japaner hineingefallen ist. Trotzdem hat der Staat Rio de Janeiro kurze Zeit darauf einen Kontrakt mit einer japanischen Gesellschaft abgeschlossen, welche sich verpflichtete, einige hundert japanische Familien herüberzuschaffen. Der Kontrakt ist zum Glück nicht zur Ausführung gelangt. Es scheint überhaupt nicht so leicht zu sein, Japaner für Brasilien zu gewinnen, da dieselben hier für ihre nationalen Eigentümlichkeiten wenig geeignete Lebensbedingungen vorfinden, und auch die japanische Regierung dürfte wohl kaum sonderlich für diese Auswanderung eingenommen sein, da es verschiedene andere Länder gibt, wo sich die Japaner im Interesse ihres Vaterlandes besser betätigen können. Es wird zwar von Seiten der japanischen Regierung versichert, daß der Auswanderer nach Brasilien keinerlei Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden; aber das will nicht viel besagen. Sicher ist, daß die japanische Kolonisation im Staate Rio gescheitert ist, obwohl man den Kolonisten kontraktlich alle möglichen Garantien geboten hatte, und die Bedingungen recht günstige waren. Man hatte sogar die Absicht, ihnen die Dränierungsarbeiten in der Baixada des Staates Rio zu übertragen, welche kürzlich der Firma Gebr. Goedhardt in Düsseldorf übergeben worden sind, um dann das ganze Gebiet mit Japanern zu besiedeln. Auf diese Idee war man gekommen, weil sich die

Ländereien der Baixada besonders gut für den Aebau eignen. Das wäre gar nicht so übel gewesen; denn die Japaner wären sicher sehr gute Lehrmeister für diese wichtige Kultur gewesen. Nur wäre man sie nachher wahrscheinlich nicht mehr los geworden, und das wäre schlimm gewesen.

Heute scheint man im Staate Rio de Janeiro zu der Ueberzeugung gelangt zu sein, daß die Japaner keine erwünschten Einwanderer sind. Kürzlich wurde in der Assembleia dieses Staates über einen Antrag beraten, nach welchem auf Staatskosten eine kleine japanische Kolonie gegründet werden sollte. Falls dieser Versuch befriedigend ausfallen sollte, sollte die japanische Einwanderung dann in größerem Maßstabe gefördert werden. Der Antrag wurde aber schon in erster Lesung abgelehnt. Es wurde geltend gemacht, daß die Bundesregierung schon genug für die Einwanderung tue, und daß die Staatsregierung sich nur mit dem Landwirtschafminsiter in Verbindung zu setzen brauche, um Einwanderer zu bekommen, wenn solche zu irgendwelchen Versuchen gebraucht würden. Der Deputierte Ary Fontenelle sprach sich entschieden gegen die japanische Einwanderung aus, allerdings, ohne seine Gründe dagegen anzugeben. Er sagte malitiös, daß er eine außerordentliche Sympathie für die Japaner habe, jedoch ausschließlich in Japan selbst. Hier im Staate Rio möchte er diese sympathischen Leute nicht kennen lernen. Die Rede des Deputierten fand lebhaften Beifall und der Antrag wurde, wie schon erwähnt, mit großer Majorität abgelehnt.

Wie kurzsichtig selbst Leute von großer politischer Verantwortlichkeit gerade in der wichtigen Frage der Einwanderung sind, beweist der frühere Landwirtschaftsminister Rodolpho de Miranda, welcher ja jetzt eifrig darauf aus ist, sich den Präsidentenstuhl von S. Paulo zu erobern. Derselbe hat einmal erklärt, daß die italienische Einwanderung die einzig ideale für S. Paulo sei. Er behauptete, die Italiener aus eigener Erfahrung kennen gelernt zu haben, nicht nur als Arbeiter in seiner Fabrik und auf seiner Fazenda, sondern auch in Italien selbst, wo er sich lange aufgehalten habe. Nach seiner Ansicht vereinigt der Italiener alle Vorzüge eines guten Kolonisten in sich, und wenn es nach ihm ginge, würde die Regierung alles versuchen, um eine möglichst große Zahl derselben nach S. Paulo zu bringen. Sicher ist der Italiener ein guter Arbeiter; aber darauf kommt es doch nicht allein an. Es fragt sich vor allem, ob die Einwanderer, welche auf Staatskosten ins Land kommen, auch wirklich seßhaft werden, ob ihre Arbeit der Allgemeinheit zugute kommt, ob sie, kurz gesagt, auch brauchbare Bürger des Landes sein werden. Das kann man aber von den Italienern sicher nicht sagen. Erstens geben sie ihr hier verdientes Geld nicht heraus. Ihr standard of life ist der denkbar niedrigste, so daß fast alle große Ersparnisse machen. Diese werden entweder der Familie in Italien geschickt oder bis zur Rückkehr in die Heimat aufbewahrt. Durch die Hände der Italiener gehen Jahr für Jahr Unsummen direkt verloren, welche in den Händen seßhafter Einwanderer im Lande bleiben und neue Werte schaffen würden. Mit Spaniern und Portugiesen ist es ähnlich. Es müßte deshalb unbedingt danach gestrebt werden, die Einwanderungspolitik in andere Wege zu leiten, wie schon in dem Artikel „Der italienisch-argentinische Konflikt und seine Lehren“ in überzeugender Weise dargetan wurde. Wir brauchen mittel- und osteuropäische Ansiedler; denn nur mit ihrer Hilfe wird Brasilien in absehbarer Zeit zu jener Blüte gelangen können, welche wir in den Vereinigten Staaten so sehr bewundern.



Hamburg, Deutschlands zweite Millionenstadt.

In Kürze wird Hamburg in die Reihe der Millionenstädte eintreten. Berlin wird dann nicht mehr den Ruhm für sich in Anspruch nehmen können, die einzige Millionenstadt Deutschlands zu sein. Es wird auf diesen Ruhm gewiß gern verzichten, da es mit seinen vier Millionen immer noch ein Riese gegen Hamburg ist. Eines wird sich Hamburg von Berlin nicht bestreiten lassen: daß es ihn als Weltstadt, als Stadt internationalen Lebens zum mindesten ebenbürtig ist. Der mächtige Hamburger Hafen bringt es mit sich, daß hier fortgesetzt viele Ausländer weilen, die von den Schiffen gelandet sind oder sich die Schiffe ansehen wollen. Dieser Umstand hat hinwider andere Ausländer angelockt, die glauben, an ihren Landsleuten Geld verdienen zu können. So ist auch die Zahl der hier ständig wohnenden Ausländer sehr groß. Man merkt es schon, wenn man einen Spaziergang durch gewisse Stadtteile macht; da sieht man englische Läden, amerikanische Singspielhallen, wo schwarze Sänger ihre Lieder erschallen lassen, italienische Weinstuben, chinesische Waschanstalten usw. Man sieht englische Kirchen, eine schwedische, eine französische Kirche usw. In den Gegenden am Hafen sieht man gelbe und schwarze Schiffsmannschaften, sieht man Geschäfte mit den verschiedensprachigsten Aufschriften ihre Waren anpreisen. Der Verkehr innerhalb der Stadt entspricht der gewaltigen Zahl ihrer Bewohner. Die nach Berliner Muster eingerichtete Stadtbahn, die vierzig Straßenbahnlinien, die verschiedensten Dampferlinien durchziehen die Stadt kreuz und quer. Die Straßenbahnen befördern jährlich 200 Millionen Menschen, die Dampfschiffgesellschaften unterhalten auf der Alster und auf den von dieser abzweigenden Kanälen 40 Dampfer, auf der Elbe 60 Dampfer für die regelmäßige Personenbeförderung, die Sommer und Winter ununterbrochen vor sich geht. Unter der Elbe ist ein Tunnel gegraben, durch den Personen und Fuhrwerk von einem Ufer zum andern geleitet werden. Da all dies nicht mehr genügt, um den riesigen Verkehr zu bewältigen, so wird eine Hoch- und Untergrundbahn gebaut, die bald fertig ist; ferner ist ein Projekt zur Untertunnelung der Alster bereits ausgearbeitet.

Wenn man das Leben und Treiben in den Straßen, an den Häfen und an den Verkehrsknotenpunkten beobachtet, so gewinnt man den Eindruck, daß Hamburg eine Stadt regster Arbeit ist. Aber sie ist nicht nur dieser allein gewidmet. Der Hamburger liebt auch die Vergnügungen. Und da dieser Neigung der Wunsch, den zahlreichen Fremden recht viel Kurzweil zu bieten, entgegenkommt, so strotzt die Stadt förmlich von Vergnügungsetablissemments der mannigfaltigsten Art. Am meisten beherrschen diese das Leben in den Stadtteilen St. Georg-Nord und St. Pauli. Das letztere mit seinen Operetten- und Schwank-Theatern, Cafés, Konzerthäusern, Tingeltangels, Kinos, Singspielhallen, Cabarettts, Bars und sonstigen Vergnügungslokalen ist ja weltberühmt. Eine Straße, die Reeperbahn, besteht fast nur aus solchen Etablissemments. Neben diesen Pflagestätten der leichtesten Muse ist auch für gediegenere Unterhaltung gesorgt, vor allem im Zoologischen Garten mit seinen täglichen Konzerten, und in Hagenbecks Tierpark, dessen eigenartige Reize ja jedermann aus den zahlreichen Schilderungen oder eigener Anschauung kennt.

Auch Kunst und Wissenschaft besitzen in Hamburg eine Reihe von Instituten, die das Ziel der Fremden bilden. Lehranstalten wie das Kolonialinsti-

tut und die Navigationsschule geben dem Schulwesen eine besondere Note, und Ehrrichtungen wie die Seewarte weisen mit Nachdruck in dieselbe Richtung. Aber Hamburg beschränkt sich nicht auf diese in seiner Eigenart begründeten Spezialfächer der Wissenschaft. Die Gemäldegalerie der Kunsthalle, die reichen Schätze des Kunstgewerbemuseums, der lehrreiche Inhalt des Naturhistorischen Museums, die bizarren Schaustücke des Museums vorgeschichtlicher Altertümer ziehen täglich tausende von Besuchern an. Daran sieht man, daß es sich auf den Allgemeingebieten der Bildung den Rang nicht ablaufen läßt.

Aehnliches gilt bezüglich des Sports. Der Wassersport mit seinen zahlreichen Regatten dominiert naturgemäß. Doch marschiert daneben auch der, wie man das meinen sollte, für eine Handels- und Hafenstadt ferner liegende Rennsport an erster Stelle. Man darf Hamburg wohl als den Hoehsitz des Rennsports in Deutschland ansehen. Jedes Jahr werden hier nicht weniger als drei Preise von mehr als 100.000 Mark zur Entscheidung gebracht, und diese Rennen allein, die sich auch des Interesses des Kaisers erfreuen, führen alljährlich große Scharen von Fremden in die Stadt.

Der Hamburger liebt die Natur. Das läßt die Stadt auf den ersten Blick erkennen; sie trägt ein ausgesprochen grünes Kleid. Reichliche Parks, unzählige Alleen, sehr viele Vorgärten und ganze Stadtteile, deren Villen in Grün fast verschwinden. Dazu kommen große mit Rasen bewachsene Plätze, die, wie das Heiligengeistfeld und die Moorweiden, mitten in der Stadt belegen sind und in der heißen Sommerzeit tausenden von Menschen zum Aufenthalt dienen. Wo es nur eben angeht, schafft der Hamburger Beete, pflanzt er Bäume. Es gibt darum nur wenige Städte, die ein so üppiges Sommerkleid tragen wie Hamburg, dessen Lieblichkeit noch einen besonderen Reiz erfährt durch die zahlreichen Wasseradern, die es wie silberne Fäden durchziehen. Im Winter freilich macht es mit den vielen entlaubten Bäumen einen etwas melaucholischen Eindruck.

Dieses Vorherrschen von Baum und Strauch bezieht sich in erster Linie auf die neueren Stadtteile. Die älteren Stadtteile zeigen wegen des Raum Mangels, der zu der Zeit war, als sie angelegt wurden, enge Gassen und hohe Häuser, in denen nicht selten sieben oder acht Parteien übereinander wohnen. Der Staat räumt jetzt mit diesen gesundheitswidrigen Zuständen energisch auf. Ganze Stadtviertel hat er angekauft und zum Teil schon niederreißen und mit modernen, großräumigen, Licht und Luft hereinlassenden Häusern bebauen lassen. In einer Gegend der nördlichen Altstadt, wo vor kurzem noch der ärmste und verkommenste Teil der Bevölkerung hauste, entsteht auf diese Weise gegenwärtig ein prächtiges Geschäftsviertel; hier liegt das imposante Doppelkontorhaus Barkhof, in dessen Wand das bekannte Heinedenkmal ans dem Parke des Achilleion eingefügt ist.

Unter den öffentlichen Gebäuden Hamburgs gibt es eine Reihe von vornehmen Prachtbauten. Da ist das Rathaus, ein Zehnmillionenbau, dessen Architektur Größe und Eleganz in glücklicher Weise vereint; die Börse, deren prunkvolles Aeußere auf den Reichtum der Hamburger Kaufherren hinweist; die Nikolaikirche mit einem Turm, der an Höhe denen des Kölner Domes nicht viel nachsteht; die Musikhalle, in welcher sich das schöne Brahmendenkmal von Max Klinger befindet; das neue Kolonialinstitut mit seinen aparten Formen, das massige Telephongebäude, das für sich den Ruhm in Anspruch nimmt, das größte der Welt zu sein; das Oberlandesgerichts-

gebäude, das mit seinem Kuppelbau den prachtvollen Holstenplatz beherrscht. Unter den Denkmälern Hamburgs ragt der Bismarck von Lederer hervor, der seinesgleichen in Deutschland nicht hat.

Seine Bedeutung dankt Hamburg in erster Linie seinem Hafen. Um ihn eingehend zu beschreiben, könnte man ein ganzes Buch füllen. Von seinen riesigen Dimensionen machen sich die Leute draußen meist keine annähernd richtige Vorstellung. Man vergegenwärtige sich, daß die Hafenumrundung, obwohl sie große Teile des Hafens gar nicht berührt, doch bereits $\frac{3}{4}$ Stunden zu ihrer Rundfahrt braucht. Und dabei genügen diese großen Becken nicht mehr; um neuen Raum für Schiffe, Kais und Schuppen zu schaffen, wird gegenwärtig die Elbinsel Waltershof beseitigt. Vierzig Millionen Mark hat der Staat für die letzten Hafenerweiterungsarbeiten bewilligt. Er hat sie gegeben, ohne mit der Wimper zu zucken; denn er weiß, daß sich das Geld verzinst, reichlich verzinst. Glückliches Hamburg!

Ueberseeische Postnachrichten

— Die Düsseldorfer Stadtverordneten-Versammlung beschloß einstimmig die Errichtung einer Akademie zur Ausbildung von Kommunalbeamten. Die Vorbereitungen sind bereits so weit gediehen, daß im Herbst das erste Semester eröffnet werden kann.

— Das Befinden des Prinzregenten Luitpold von Bayern läßt in letzter Zeit viel zu wünschen übrig. Seit Anfang Juli sind mehrfach leichtere u. schwerere Ohnmachtsanfälle aufgetreten, die der näheren Umgebung zu ernsteren Besorgnissen Anlaß boten. Der dirigierende Leibarzt des Prinzregenten, Geheimrat Prof. Dr. v. Angerer, ist nach Hohenschwangau berufen worden.

— Das Statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich, das kürzlich erschienen ist, gibt die Bevölkerung, die das Deutsche Reich um die Mitte dieses Jahres gehabt hat, auf 65.407.000 an. Diese Zahl beruht auf einer vorläufigen Schätzung auf Grund der bisherigen Bevölkerungszunahme. Für Mitte 1910 ist die Bevölkerung auf 64.551.000 Personen geschätzt, so daß im Laufe des letzten Jahres eine Zunahme um 856.000 Personen stattgefunden haben würde gegen eine solche um 854.000 von 1909 bis 1910. Das vorläufige Ergebnis der letzten Volkszählung vom 1. Dezember 1910 (das endgültige ist noch nicht bekannt) hat eine Bevölkerungszahl von 64.903.423 Personen ergeben, so daß in den sieben Monaten, die seitdem bis Mitte dieses Jahres verflossen sind, eine Bevölkerungszunahme um rund 504.000 stattgefunden hätte. Wir halten diese Schätzung mit Rücksicht auf die geringer werdende Steigerung der Geburten für etwas zu hoch. Es sei denn auch darauf hingewiesen, daß das Ergebnis der letzten Volkszählung, das hinter den Erwartungen etwas zurückgeblieben ist, das Kaiserl. Statistische Amt hat veranlassen müssen, die mittleren Bevölkerungszahlen für 1906, 1907 und 1908, die früher unter Berücksichtigung des Geburtenüberschusses und der Auswanderungszahl berechnet worden waren, jetzt herabzusetzen, und zwar für 1906 um 35.000, für 1907 um 100.000 und für 1908 um 148.000. Diese mittlere Bevölkerungszahl spielt eine wesentliche Rolle bei allen amtlichen Berechnungen, in denen bestimmte Zahlen auf den Kopf der Bevölkerung zurückgeführt werden müssen.

— Aus Sarajevo wird telegraphiert: Vom hiesigen Kreisgerichte wurde die Mohammedanerin Media Plevljak, eine fünfzigjährige Frau, die ihren dreißigjährigen Gatten aus Eifersucht im Schlafe mit einer Hacke erschlagen hatte, weil er eine zweite Frau genommen hatte, zum Tode verurteilt.

— Am 1. August ist der Geheime Regierungsrat Professor Duden, Altmeister der deutschen Rechtschreibung

in Sonnenberg im Alter von 83 Jahren gestorben. Duden wurde am 3. Januar 1829 auf dem Gute Bossigt bei Wesel geboren, studierte in Bonn Philologie, wurde 1859 Gymnasiallehrer in Soest, 1867 Prorektor. Im Jahre 1869 wurde er nach Schleiz berufen, um das dortige Gymnasium nach preussischem Muster zu organisieren. 1876 wurde er Direktor des Gymnasiums zu Hersfeld. Duden war ein unermüdlicher Kämpfer für die Verbesserung der deutschen Rechtschreibung, in zahlreichen Schriften hat er dafür gewirkt und besonders durch sein „Vollständiges Wörterbuch der deutschen Sprache“ und dem „Orthographischen Wegweiser für das praktische Leben“. Bei allen wahrhaft Deutschfühlenden, die wissen, welch herrliches Gut ihnen unsere Sprache ist, wird sein Name in Ehren gehalten werden.

— Bei der 2. Garde-Infanterie-Brigade, die sich zurzeit auf dem Truppenübungsplatz Döberitz befindet, sind, wie halbamtlich gemeldet wird, mehrere Fälle von Ruhr festgestellt worden. Ueber die Ansteckungsquelle schweben noch Untersuchungen, doch ist, da die hygienischen Verhältnisse des Lagers einwandfrei sind, mit der Möglichkeit zu rechnen, daß die Einschleppung der Krankheit durch eingezogene Mannschaften des Beurlaubtenstandes erfolgt ist. Das Generalkommando des Gardekorps hat vorläufig das Lager Döberitz gesperrt und die sonstigen Maßnahmen getroffen, um einer Weiterverbreitung der Krankheit vorzubeugen und für die erkrankten Mannschaften die nötige Behandlung und Pflege sicherzustellen. Das Befinden der bisher erkrankten Leute gibt vorläufig zu keiner Besorgnis Veranlassung.

— Die beiden großen Elektrizitätsgesellschaften in Berlin und die Gesellschaft für elektrische Unternehmungen sind im Verein mit einer Bankgruppe unter Führung des Hauses S. Bleichroeder mit englischen und skandinavischen Unternehmern zusammengetreten, um eine Anzahl norwegischer und schwedischer Wasserkräfte gemeinschaftlich auszunutzen. Sie haben dazu The Hydraulic Power and Smelting Corporation Limited gegründet, die mit einem Kapital von 40 Millionen Mark ausgestattet wird. Der neuen Gesellschaft stehen bereits an Wasserkraften zur Verfügung die Ausbauten am Trollhättafall und in Sarpsborg, die gegenwärtig zu einem Zinkschmelzwerk und einer Zinkraffinerie benutzt werden, und die auf 126.000 PS geschätzte, aber erst auf 57.000 PS ausgebaute Wasserkraft des Tysebergstroms ins Hardanger Fjord, die namentlich zur Erzeugung von Karbid- und Kalkstickstoff verwertet wird. Die Knut Tillbergschen Unternehmungen sind in diese internationale Aktiengesellschaft hineingezogen worden.

— In München verursachten siebzig norddeutsche Studenten beim Konzert im Festsaal einen derartigen Radau, daß die Ordnungsmänner eine Anzahl der Studenten hinauswerfen mußten. Die Hinausgeworfenen warfen darauf die Fenster ein und suchten den Saal zu stürmen. Das Publikum nahm Partei gegen sie, so daß eine allgemeine Rauferei auszubrechen drohte, und nur durch ein großes Schutzmannsaufgebot noch ärgere Ausschreitungen verhütet werden konnten. Eine Anzahl Studenten mußten zur Namensfeststellung den Schutzleuten auf die Polizeiwache folgen.

— Die bekannte Kolonisationsfirma „Colonizacion Stroeder“, in Buenos Aires hat im Süden von Bahia Blanca, zwischen Fortin Mercedes und San Blas einen Landkomplex von 26.000 ha. zur Besiedelung gekauft. Die ersten Kolonisten, die auf der Kolonie Land erwarben, sind Reichsdeutsche.

— In der „Lettura“ berechnet E. Mole, was für den täglichen Unterhalt der großen europäischen Heere erforderlich ist. Nach ihm verzehren die Heere der sechs europäischen Großmächte, die in Friedenszeiten mehr als drei Millionen Krieger unterhalten, jeden Tag 45.000 Zentner Brot, 30.000 Zentner Fleisch, 15.000 Zentner Konserven, 6000 Zentner Reis, 1800 Zentner Speck, 1200 Zentner Salz, 1860 Zentner Zucker, 1440 Zentner Kaffee und 7500 Hektoliter Wein. Dazu kommen dann noch die Kartoffeln und Gemüse. Nach Mole's Berechnungen würde ein europäischer Krieg den sechs beteiligten Großmächten zusammen eine tägliche Ausgabe von mehr als 150.000 Millionen Mark auferlegen.

Wochenschau.

S. Paulo, Mittwoch, den 23. Aug.

— Der Deutsche Schulverein Villa Mariana be-
geht am 3. September 1911 gleichfalls sein Schul-
fest. Er hat sich die Chacara des Vereins Deut-
sches Krankenhaus in der Rua Treze de Maio Nr.
319 als Festort gewählt. Das Programm verspricht
einen unterhaltsamen und fröhlichen Tag. Der Ein-
tritt beträgt nur einen halben Milreis. Auch eine
Tombolalotterie wird der Verein veranstalten, bei
der ein jedes Lös gewinnen wird. Vielfachen Anfra-
gen entsprechend können wir mitteilen, daß Spen-
den für diese Lotterie bei den Herren Hennies Ir-
mãos, bei Herrn Emilio Riedel und im Schulhause
abgegeben werden können. Es sollte kein Deut-
scher, Schweizer, Oesterreicher den Tag vorüber
gehen lassen, ohne das Fest zu besuchen. So niedrig
der Eintrittspreis angesetzt ist, viele kleine Sum-
men geben auch ein schönes Resultat und helfen
an dem Ausbau einer wirklichen Kultureinrichtung.
Das Geschick der Festleiter im Verein mit der schö-
nen Lage des Festplatzes garantiert genußreiche
Stunden. Im übrigen verweisen wir auf das In-
serat.

— Von einer Exkursion aus dem Innern zurückge-
kehrt, hielt sich auf der Durchreise nach Rio der
schweizerische Generalkonsul Herr Albert Gertsch
in unserer Stadt auf. Derselbe reist in Begleitung
des Herrn Dr. E. Wurtrich. Bei seiner Abreise fan-
den sich eine große Anzahl von Personen auf dem
Luzbahnhof ein. Der Staatspräsident und die Sek-
retäre sandten Vertreter.

— Der Verein für Kunst, Wissenschaft und Li-
teratur in Campinas nahm auf Antrag und Begrün-
dung des Herrn Benedicto Octavio folgende Reso-
lution an: 1. Gegen die Auswahl der Oper „Ham-
let“ von Ambroise Thomaz oder gegen ein anderes
musikalisches Werk, welches nicht den Komponisten
Carlos Gomes zum Verfasser habe, als Eröffnung-
stück für das Munizipaltheater in S. Paulo zu pro-
testieren und hierdurch seine patriotischen Gefühle
zu dokumentieren. 2. Den Stadtverordneten in S.
Paulo Dr. Alcantara Machado zu beauftragen, die-
sen Gefühlen in der Sitzung der Stadtverwaltung
Ausdruck zu geben. Dazu ist zu bemerken: Das
patriotische Empfinden des Campinenser Vereins ist
an und für sich recht lobenswert und es berührt
auch sympathisch, daß derselbe an dem toten Kom-
ponisten möglichst gut machen will, was man dem
Lebenden verweigert hat, denn als er noch lebte
und schaffte, als er in Italien studierte, da hat sich
Vaterland und Vaterstadt recht wenig um ihn ge-
kümmert und erst dem toten Musiker hat man die
Ehren gezeigt, die er bereits zu Lebzeiten verdient
hätte. Aber was hat denn eigentlich eine Campinen-
ser Vereinigung mit dem Stadttheater in S. Paulo
nach dieser Richtung hin zu tun? Das Theater hat
die Stadtverwaltung, nicht die Staatsregierung von
S. Paulo erbaut, es ist also nur die Munizipalver-
waltung, mit Rücksicht auf die hauptstädtische Bevöl-
kerung natürlich, für die Angelegenheiten des Thea-
ters zuständig und hat niemand sonst in ihre Be-
schlüsse drein zu reden oder gegen dieselben zu pro-
testieren. Gewiß wäre es sehr natürlich und zweck-
entsprechend gewesen, das Theater mit einer Oper
des verdienstvollen brasilianischen Komponisten
Carlos Gomes zu eröffnen und hätte dem Hause die
richtige Weihe gegeben. Aber die Einrichtungen des-
selben haben fast ausnahmslos aus dem Auslande
bezogen werden müssen und so geht es auch mit den
Werken, die in dem Hause zur Aufführung gelangen
werden. Eine brasilianische Operngesellschaft gibt
es nicht, eine portugiesische ist unseres Wissens

nach auch noch nicht hier gewesen, wo also eine
passende Gesellschaft hernehmen, die den sonstigen
künstlerischen Anforderungen, die ein so elegantes
Haus und der Kunststandpunkt unserer Hauptstadt
verlangt, die auch gleich eine Oper von Carlos Go-
mes in ihrem Repertoire hat? Es ist dies leichter ge-
sagt als getan. Brasilien ist noch ein junges Land
und besonders in der Kunst noch in den Anfangs-
stadien begriffen, also Geduld, nicht gleich denje-
nigen, die an der Schaffung einer Kunststätte, wie
sie das Munizipaltheater in S. Paulo ist, gearbeitet
haben, eine bittere Pille zu schlucken geben, daß
ihnen die Lust an ihrer Schöpfung verleidet wird.
Protestieren ist leicht, aber die Abhilfe ist schwer.
Es dürfte vielleicht unmöglich sein oder sicher sehr
schwer, eine Operngesellschaft zu finden, die vom
Auslande kommt, erstklassig ist und auch gleich
ein nationalbrasilianisches Repertoire mitbringt, ein
solches gibt es überhaupt gar nicht, sondern nur
einige Opern, die von einem brasilianischen Kompo-
nisten in Italien nach italienischen Texten kompo-
niert worden sind. Wo fast alle Einrichtungen eines
Theaters aus dem Ausland gekommen sind, ver-
schlägt es wenig, wenn auch die Eröffnungsober
von einem ausländischen Komponisten herrührt und
dann noch ein sehr wichtiger Punkt, der nicht ver-
gessen werden darf: „Die Kunst ist interna-
tional.“

— Der Ausstand der Maurer und der mit ihnen
zusammenhängenden Arbeiterklassen ist beendet.
Die Arbeiter beschlossen gestern, die Arbeit wieder
aufzunehmen und zu warten, ob die Bauherren die
ihnen von dem Agitationskomitee vorgelegten Be-
schlüsse annehmen werden. Während der 21 tågi-
gen Streikperiode bewahrten die Ausständigen eine
korrekte und friedliche Haltung und keine Nach-
richt über stattgehabte Konflikte ist an die Oeffent-
lichkeit gedrungen. Wohl haben Reibereien statt-
gefunden, aber diese wurden durch die Polizei ver-
anlaßt, welche in ungesetzmäßiger Weise die in
Theatern anberaumten Versammlungen verhinderte
und diejenigen Arbeiter verhaftete, welche, mit mehr
Mut als ihre Kameraden ausgestattet, gegen die den
Widerstand herausfordernde Art und Weise der mit
dem Zerstreuen der friedlichen Arbeiter beauftrag-
ten Polizeiorgane protestierte. Am Montag hatten
die Arbeiter für drei Uhr nachmittags eine Ver-
sammlung im Theater S. Paulo angesetzt, um über
die Wiederaufnahme der Arbeit zu beraten. Im Ver-
trauen auf die Aeußerungen, die der Staatspräsi-
dent dem Arbeiter-Komitee gegenüber getan hatte,
teilten sie der Polizei Ort und Stunde der geplan-
ten Zusammenkunft mit. Diese besetzte aber da-
raufhin das Lokal und verhinderte die Versamm-
lung. Die Arbeiter waren aber schlauer, sie führ-
ten die Polizei irre, vereinigten sich auf einem Hü-
gel der Rua Mazzi und beschlossen dort, zur Ar-
beit zurückzukehren, den Ausstand aber sofort wie-
der zu beginnen, falls die Bauunternehmer ihre ge-
gebenen Versprechen nicht erfüllen würden.

Companhia Cinematographica Brasi-
leira. Diese Gesellschaft, welche aus der Vereini-
gung der früheren Etablissements des bekannten Ki-
nematographen-Impresarios F. Serrador und der Em-
preza des Iris-Theaters hervorgegangen ist, hat
in der kurzen Zeit ihres Bestehens den Beweis ge-
liefert, daß sie bestrebt ist, dem Publikum stets
das Beste zu bieten und hat Programms zusammen-
gestellt, wie sie wohl von anderer Seite auch nicht
annähernd dem Publikum geboten werden können.
Die Oberleitung des Ganzen liegt noch weiterhin
in den Händen der früheren Unternehmer, und Fran-
cisco Serrador ist, wie jedermann weiß, derjenige
gewesen, der den Kinematograph in S. Paulo und
dadurch auch in einem großen Teile des übrigen

Dünger

**Kalisalze. Chilisalpeter und Phosphatdünger
mit garantiertem Gehalt, sicherer
Wirkung.**

FERNANDO HACKRAT

Repräsentant des KALISYNDIKAT, STASSFURT,
Allemanha.

N. 99, RUA DA ALFANDEGA, N. 99

Rio de Janeiro.

Telegramm-Adresse: H A C K R A T O S

Caixa do Correio 566.

Brasiliens auf die hervorragende Stufe gebracht hat, auf welcher er sich heute befindet. In S. Paulo besitzt die Gesellschaft heute nicht weniger als sechs Etablissements, die alle sich der besonderen Gunst der Bevölkerung erfreuen. Es sind dies die Theater Bijou, Iris, Radium, Colombo, Chantecler und Pavillon Campos Elyseus. Ferner gehören zu dem Unternehmen noch mehrere vornehm ausgestattete Häuser in Santos und Rio de Janeiro, und durch die früheren Verbindungen des Herrn F. Serrador dehnt sich die Tätigkeit der jetzigen Aktiengesellschaft auch über das Innere des Staates S. Paulo, sowie über Parana, Santa Catharina und Rio Grande do Sul aus. Selbst über die Kinematograph-Vorführungen hinaus wird sich, wie schon früher, die Tätigkeit des Unternehmens erstrecken, es werden dem Publikum Attraktionen von Weltruf vorgeführt werden. So wird Anfangs September eine Truppe deutscher Rollschuhkünstlerinnen, direkt aus Europa kommend, erwartet, die unter Leitung des Herrn Jos. Rosenstein stehen, welcher als Direktor der Damenringkämpferinnen hier noch in guter Erinnerung ist. Die Truppe hat in bedeutenden europäischen Städten ungeheures Aufsehen erregt und S. Paulo wird das Vorrecht für sich in Anspruch nehmen können, die erste Stadt in ganz Südamerika zu sein, in welcher diese eigenartige Neuheit gezeigt werden wird. Ebenfalls im September wird eine Kapelle echter „Weaner Madeln“ erwartet, deren Kapellmeister Bauer drüben sehr beliebt ist. Dieselbe wird in allen Etablissements der Gesellschaft konzertieren und besitzt ein Repertoire von über 1000 Stücken, unter denen sich die neuesten musikalischen Schlager befinden. — Wie aus obigem ersichtlich ist, hat sich die Direktion ein weites Ziel gesteckt, um dem Publikum noch mehr, als bisher, das Hervorragendste und Interessanteste, welches auf dem Gebiete der Attraktionen und kinematographischen Vorführungen existiert, zu bieten. Im letzteren Genre steht ein ganz hervorragender Kunstgenuß bevor. Die Gesellschaft hat in der bedeutenden Fabrik „Milano-Film“ in Mailand eine Kopie des Films „Die göttliche Komödie“ bestellt, welche nach der unsterblichen Dichtung „Dante Allighieri's“ zusammengestellt ist. Die Anschaffung dieses einzig in seiner Art dastehenden Films kostet über 20 Contos de Reis und wird das Vollendetste sein, was bis jetzt auf dem Kinematographen-Gebiete gezeigt wurde. Soweit für heute. Die Direktion der Gesellschaft steht noch in wei-

terer Unterhandlung, um verschiedene andere Sehenswürdigkeiten für ihre Theater zu kontrahieren und dem Publikum auf diese Art und Weise stets das Sensationellste und Hervorragendste zu bringen.

S. Paulo, Donnerstag, den 24. Aug.

— Verschiedene Wähler in Lapa und Agua Branca beabsichtigen bei nächster Gelegenheit die Kandidatur eines Arbeiters für die Stelle eines Stadtverordneten in der gesetzgebenden Körperschaft der Stadt aufzustellen. Der Arbeiter bildet ohne Zweifel einen bedeutenden Faktor in unserem Fortschritt und ist mit tausend Fasern an der Entwicklung der Stadt interessiert, so daß es nicht mehr wie recht und billig ist, daß er bei der Verwaltung und Steuer-Verteilung ebenfalls ein Wörtchen mitzureden hat. Niemand wird der gegenwärtigen Stadtverwaltung den Vorwurf der Unfähigkeit oder Nachlässigkeit in Ausübung ihres Amtes machen können. Im Gegenteil in der kurzen Zeit in der sie zu wirken Gelegenheit hatte, hat sie sich voll und ganz von den Pflichten ihrer hohen Aufgaben durchdrungen gezeigt und die fruchtbringende Arbeit des gegenwärtigen Präfekten voll und ganz unterstützt. Aber der Wahrheit die Ehre, die gegenwärtige städtische Vertretung von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen, entspricht nicht ganz demjenigen, was man unter einer wirklichen „Volksvertretung“ versteht. Viele der Stadtverordneten sind Männer von feinsten Umgangsformen und vielleicht hervorragenden staatsmännischen Eigenschaften, tiefer Bildung und genauer Kenntnis der National-Oekonomie, aber es geht ihnen das Verständnis für die unmittelbaren und dringenden Bedürfnisse der Wählerschaft ab, die sie auf den Schild erhob. Sie beschäftigen sich auch nicht genügend mit der allerdings schwierigen Aufgabe, die Einnahmen der Steuerzahler mit der Höhe der unumgänglich notwendig zu erhebenden Steuern im Gleichgewicht zu halten. Wenn die Mehrzahl unserer Stadtverordneten aus der breiten Masse des Volkes hervorginge, so würde wahrscheinlich in der Ausübung der *jus tributandi* (des Rechtes der Bestimmung) mit größerer Genauigkeit und peinlicherem Erwägen vorgegangen, und nicht Widersprüche verursacht werden, wie wir sie erst jüngst bei Einführung der sogenannten „Sanitätskasse“ erlebt haben. Es ist augenscheinlich, daß in mancher Hinsicht die ärmeren Klassen unter einzelnen Steuerhärten zu leiden haben und, um diese aus der Welt zu schaffen ist Niemand geeigneter als der Arbeiter, der mitten im Volksleben steht und seine Bedürfnisse am besten beurteilen kann. Es ist daher nur recht und billig, wenn diesem eine Stimme in der Stadtverwaltung eingeräumt wird, aber eine solche ohne jede politische Voreingenommenheit, nur basiert auf den wirklichen Interessen der Bevölkerung.

— Wie eine Schildwache, die in ihrem Schilderhaus oder hinter den Schießscharten einer Festungsmauer bedroht ist, stößt das „Jornal do Commercio“ von Juiz de Fora einen Alarmruf aus, der die Grundbesitzer in Minas vor einem Emissär aus S. Paulo warnen soll, der den Versuch machte unter großen Versprechungen Kolonisten von den dortigen Fazendas nach solchen in S. Paulo zu überführen. Nach Angaben der genannten Zeitung sind auf diese Weise ungefähr 1000 Kolonisten aus den Fazenden des Munizips Juiz de Fora fortgelockt worden. — Soweit wäre gegen die Mitteilungen der Juiz de Fora-Zeitung nichts einzuwenden, wenn sie den Tatsachen entspräche, aber es befindet sich noch die Bemerkung dabei, daß es in S. Paulo gegenwärtig an Arbeitskräften mangle, da die Kolonisten zu Tausenden nach Argentinien und anderen Ländern des Südens ausgewandert wären. — Dieser Passus ist unrichtig. Die wenigen Arbeitskräfte, die sich

von hier nach Argentinien gewandt haben und noch wenden, werden numerisch durch diejenigen ersetzt, welche von dort freiwillig und in ihren Erwartungen enttäuscht, zurückkehren. Es ist wahr, daß es im Staate S. Paulo fortgesetzt an Arbeitskräften mangelt, weil die Landwirtschaft sich stets im Verhältnis zu der Einwanderung mehr ausdehnt; dieser Zustand wird also noch weiterhin andauern. — Aber trotzdem ermuntert die Paulistaner Staatsregierung niemanden, anderen brasilianischen Staaten die Kolonisten abspenstig zu machen und sie nach hier zu bringen. Das wird nicht einmal im Auslande versucht, geschweige deren in Minas oder anderen brasilianischen Staaten. Wenn es natürlich Privatleute sind, die sich in Minas Arbeitskräfte suchen und denselben hier bessere Lebensbedingungen anbieten, so kann dies die Regierung von S. Paulo nicht hindern, von der Regierung ist aber Niemand beauftragt, das können wir garantieren, Arbeiter von Minas oder anderen Staaten der Republik, nach dem Staate S. Paulo zu schleppen.

— Der Import von Pianos in Brasilien in den Jahren 1908 und 1909 war der folgende: 1908 — aus Deutschland 1056 Pianos im Werte von 1,172,600 Francs; aus Frankreich 342 Pianos im Werte von 405,000 Francs. Aus anderen Ländern im ganzen 172 Pianos im Werte von 233,000 Francs. 1909 — aus Deutschland 1044 Pianos im Betrage von 1,322,400 Francs. Aus Frankreich 220 Pianos im Werte von 263,500 Francs, aus den übrigen Ländern zusammen 189 Pianos im Betrage von 275,000 Francs. Aus diesen Zahlen ergibt sich, daß fast alle Klaviere aus Deutschland kommen und die Anzahl der aus anderen Ländern bezogenen Instrumente sehr klein ist. Dies ist nicht immer so gewesen. Noch vor zwanzig Jahren waren es die französischen Fabrikanten Henri Hertz u. der Flügel spezialist Erard, die den hiesigen Markt beherrschten. Heute findet man nur sehr wenige Konzertflügel die von dem letzteren Hause hier eingeführt werden, der erstere ist fast gänzlich verschwunden und ist nur noch in wenigen Exemplaren aus früheren Zeiten in einigen Familien anzutreffen. Dagegen beherrschen Ibach, Bechstein, Schwechten, Sprunk u. s. w. den Markt. Steinway-Instrumente, die vielfach als nordamerikanischen Ursprungs gelten, werden größtenteils in Hamburg, wo der aus Braunschweig stammende, heute in New-York ansässige Industrielle eine große Fabrik besitzt, sind also ebenfalls deutschen Ursprungs. Alle bedeutenden Pianisten, die in den letzten Jahren S. Paulo besuchten, haben entweder Ibach, Bechstein oder Steinway Instrumente benutzt. Nur der hervorragende Meister Paderewski benutzte einen Erard-Flügel, den er selbst mit sich führte.

— Als Antwort auf das anlässlich des Geburtstages S. Majestät des österreich. Kaisers Franz Josef I. abgesandte Huldigungstelegramm langte das folgende Kabel beim öst.-ung. Konsul, Herrn von Rémy, ein: „Bad Ischl, 20. August 1911, Seine Kaiserl. und königl. Apostolische Majestät danken huldvollst für die dargebrachten Glückwünsche. — Freiherr von Schließl m. p.“

— Die Staatsregierung ließ sich von der Kommission, der die Projekte betreffs Verlängerung der Sorocabana Railway unterstehen, Bericht erstatten über die Offerte der Munizipalverwaltung von Campos Novos zum Zweck des Baues der Eisenbahn zwischen dieser Ortschaft und Salto Grande. Die Munizipalverwaltung erwartet den Bescheid, um dann sofort den Bau energisch in der Zone des Rio do Peixe in Angriff zu nehmen.

— Auf der Zentralpolizei beklagte sich eine Dame gesetzten Alters beim ersten Hilfsdelegado, daß sie vonseiten eines Italieners, der sich für einen Engländer ausgab, das Opfer eines Schwindels gewor-

Wer heiratet

19jhr. Bürgerstocht., einz. Kind, 100,000 21jhr. Frn 150,000 Vm.? Viele hundert and. verm. Damen! Herren, wenn a. ohn. Verm., bei den. rasche Heir. mögl., w. s. meld.
L. Schlesinger, Berlin, 18.

den sei. Derselbe ließ sie den Verkaufskontrakt für ein Terrain in Campos Novos do Parapanema unter für sie sehr ungünstigen Bedingungen unterzeichnen. Der Verkauf war auf langes Ziel für die Summe von 28 Contos angesetzt. Bei Unterzeichnung des betreffenden Schriftstückes sollte der Italiener 10 Contos anzahlen, was er zu tun unterließ und auf diese Weise die Dame betrog.

— Die „Imprensa“, Rio, teilt mit, daß von großen Rednern, die bis jetzt Brasilien bereisten Niemand mehr als Jaurès verdient habe. Derselbe erhalte 6 Contos de Reis für jede Konferenz. Aus diesem Grunde würde er auch von dem Pariser Bürgertum und den revolutionären Kommunemitgliedern auf das heftigste beföhdet. Die Zeitung „Bataille Syndicale“ nennt ihn sogar einen Verräter an den Grundsätzen der sozialistischen und antikapitalistischen Politik.

— Eine Familie in Salto de Iju geriet durch Vergiftung in Lebensgefahr. Sie hatte in Blechbüchsen konservierte Lebensmittel zu sich genommen. Nach dem Genuß derselben stellten sich alsbald Symptome einer Vergiftung ein. Dergleichen Fälle sind schon öfters vorgekommen und es wäre die höchste Zeit, daß durch eine bessere Kontrolle derartige Gefahren vermieden würden. Dazu ist gerade jetzt, wo der Gesundheitsdienst in allen seinen Teilen einer gründlichen Reform unterworfen werden soll, die beste Gelegenheit gegeben und der Staatssekretär des Innern sollte seine Aufmerksamkeit besonders auf diesen Gegenstand hinlenken, die Gesundheitszustände der Bevölkerung verlangen es. Dieselbe ist schon genügend Gefahren ausgesetzt durch die widerlichen Gerüche, welche an vielen Stellen der Stadt dem Kanalisationsnetz entströmen, durch die Staubwolken, die die Bevölkerung in allen Teilen der Stadt, mit Ausnahme des zentralen Dreiecks, zu ersticken drohen und durch die jammervollen Zustände, die im öffentlichen Schlachthause herrschen. Es ist geradezu unglaublich, daß in S. Paulo, das auf verschiedenen Gebieten des öffentlichen Dienstes so ungeheuer vorgeschritten ist, auf dem Gebiete der Nahrungsmittelkontrolle so unregelmäßige Zustände herrschen. Auf allen Straßen und Plätzen werden von jedermann, besonders Kindern, die sich von der Gefahr, der sie sich aussetzen, keine Rechenschaft geben können, Süßigkeiten, getrocknete Früchte, Eis und vieles andere gekauft, welche Gott weiß wie zubereitet und oftmals mit schädlichen Farben gefärbt sind, ohne daß die Fabrikanten und Verkäufer irgendwelcher Kontrolle unterstehen. Welche Gefahren für die Gesundheit aus dem Genuß solcher Produkte sowie schlechter Konserven und verdorbener Fische, entstehen können, ist gar nicht abzusehen und sollten die zuständigen Behörden jetzt, bei der Neueinrichtung des Gesundheitsdienstes, nicht versäumen, besonders auf die oben angeführten Gegenstände ihr Augenmerk zu richten, damit die Gefahren, die für die Bevölkerung durch Unterlassung einer strengen Nahrungsmittelkontrolle erwachsen können, auf ein Minimum zurückgeführt werden.

S. Paulo, Freitag, den 25. Aug.

— Der Staatssekretär teilte dem japanischen Gesandten auf dessen Anfrage über die Gründung einer japanischen Kolonie bei Iguape mit, daß die Angelegenheit zur Zuständigkeit des Staatskongresses ge-

höre. Wünschenswert sind die japanischen Einwanderer nicht. Die Staatsregierung oder die Bundesregierung kann natürlich der japanischen Großmacht auf deren offizielle Anfrage nicht gut eine ablehnende Antwort erteilen. Der Kongreß dagegen, der nach außen hin nicht verantwortlich ist, bleibt in seinen Entschlüssen unabhängig. Auch Nordamerika sieht die japanische Einwanderung nicht sehr gerne.

— Der Tierschutzverein hat an den Staatspräsidenten eine Eingabe gerichtet, es möchten die Stierkämpfe, die zur Zeit von Spaniern in Jambeiro und Caçapava abgehalten werden, verboten werden. In seiner Eingabe findet sich u. a. der Satz: Die Geschichte lehrt, daß zu allen Zeiten rohe Völkerschaften von human denkenden Nationen besucht wurden. Dieser Satz ist richtig. Humanität, die mit Gefühlsduselei nicht verwechselt werden darf, ist ein Zeichen höherer Kultur. Und daß kulturell überlegene Staaten niedriger stehende immer beherrschen, ist klar. Das Verhalten der Menschen gegenüber den Tieren ist ein Prüfstein für die Kultur eines Volkes. Man vergleiche nur die Tierfreundlichkeit der Germanen, namentlich der Engländer, gegenüber der Gemütsroheit der Romanen, insbesondere der Singvögel tötenden Südtaliener und der stierkampffrohen Spanier. Hier kann man tagtäglich Gemeinheiten beobachten, wie das Tragen von Schlachtgeflügel an zusammengebundenen Beinen, das Abschießen aller Singvögel in der Umgebung (z. B. bei Penha), die rohe Behandlung der Zugtiere. Verboten ist so manches. Kein Polizist schreitet aber ein. Es kommt den Leuten gar nicht zum Bewußtsein, daß die Quälerei der Hühner z. B. ein Zeichen niedrigster Gesinnung ist. Hochinteressant ist es die Behandlung der Tiere an der Hand der Rechtsentwicklung bei einzelnen Völkerschaften zu studieren. Die Tiere genossen z. B. bei den alten Germanen und im Mittelalter bei Deutschen, Nordländern und Engländern eine Sonderstellung gegenüber den leblosen Dingen. Im Schwabenspiegel und Sachsenspiegel läßt sich das konstatieren. Tierquälerei galt diesen Völkern als unehrliche Tat. Ähnliches findet man bei der hochentwickelten maurischen Kultur des frühen Mittelalters. Im römischen Recht dagegen gilt das Tier schlechtweg als Sache, ein Hund, ein Pferd genau so wie ein Stück Holz, eine Waffe oder sonst ein Gegenstand. Sogar der Sklave galt lange Zeit bei den Römern als Sache. Man darf sich nicht wundern, daß die romanischen Völker gegenüber den Germanen immer mehr ins Hintertreffen kommen. Ein wirkliches rühmenswertes Kulturverdienst der Brasilianer wäre es, wenn sie sich allgemein entschlossen, eine Ausnahme von der romanischen Denkweise zu schaffen und eine humane Behandlung der Tiere durchzuführen. Dem Tierschutzverein aber unseren Glückwunsch zu seinem Vorgehen!

— Herr Galileo Ponti hat in der Rua Quinze de Novembro 36-A, I. Stock, ein Geschäft errichtet, das Artikel vertreibt, die unseres Wissens hier noch neu sind, nämlich Wandverkleidungen und Dekorationen aus getriebenem Metall. Es besteht kein Zweifel, daß z. B. die Deckenverzierungen über Kronleuchtern und offenen Flammen in Reliefarbeit künstlerisch ausgeführt werden können und zugleich erhöhte Feuersicherheit bieten. In S. Paulo, wo die Decken meist nicht massiv, sondern aus Holz hergestellt sind, tritt der Vorteil dieser feuersicheren Metallverzierungen besonders hervor.

— Eine junge Person, die bei einer vornehmen Familie in der Avenida Paulista bedienstet ist, beging gestern mittag einen Selbstmordversuch. Sie schluckte Antimon mit Benzin und mußte ins Krankenhaus geschafft werden. Ihr Zustand ist verzweifelt.



**Schaffen Ordnung und Uebersicht in jeder
:: Geschäfts- und Privat-Registratur ::
Alleinverkauf für einige Länder Uebersee
an kapitalkräftige Firmen noch abzugeben**

Verlangen Sie Offerte und Muster von

**Fabrik Stolzenberg G. m. b. H.
Oos Baden.**

— Die hiesige Empreza de Melhoramentos de Porto Feliz ist davon abgekommen, zwischen Porto Feliz und Boituva eine Automobilstraße zu bauen. Sie wird dafür eine Straßenbahn dahin errichten und hat bereits eine Eingabe an die Munizipalkammer gerichtet. Hierzu ist zu bemerken, daß sich die Gesellschaft an die falsche Adresse gewendet hat. Selbst wenn Boituva und Porto Feliz dem gleichen Munizip angehören — wir sind momentan darüber nicht unterrichtet —, muß nach dem Eisenbahngesetz des Staates S. Paulo die Staatsregierung und wenn besondere Vergünstigungen verlangt werden, der Staatskongreß befragt werden, weil die Verbindung mit einer den Staat durchschneidenden Eisenbahn hergestellt werden soll. Auffallend ist, daß die Verbindung nicht mit dem etwas weiter entfernten, aber nach S. Paulo zu günstiger liegenden Itu gesucht wird.

Theater S. José. Der Inhalt der Rede des französischen sozialistischen Abgeordneten Jean Jaurès am Mittwoch „Evolution in Südamerika und die französische Revolution“ ist ungefähr folgender. Der Redner, der sehr fließend spricht, ging von der französischen Revolution aus, deren mächtiger Einfluß auf die ganze Menschheit sich durch ihre drei fundamentalen Grundsätze erklärt: Vaterland, Demokratie und Brüderlichkeit. Der Begriff des Vaterlandes erweiterte die Ansprüche der Völker, begründete den Sieg des demokratischen Prinzips und schuf die moderne Zeit. Die Brüderlichkeit gab der gesamten Menschheit die Hoffnung auf eine ideale Zukunft mit sozialer Gerechtigkeit und allgemeinem Weltfrieden. Redner verbreitet sich dann auf den modernen Sozialismus, dessen Wesen er erklärt, dessen Ziele er auseinandersetzt und dessen Einfluß sich auch die neuen Länder nicht entziehen können. Er führt dann Euclides da Cunha an, aus dessen Schriften er ersehen habe, welche große Kulturaufgabe sich die Brasilianer als Nation gestellt haben. Er äußert sich dann weiter über die im Lande gemachten Verbesserungen und bittet um Entschuldigung, daß er von brasilianischen Angelegenheiten vor Brasilianern spricht. Ein Volk soll sich an das andere anschließen, eins vom anderen lernen. In Brasilien komme noch ein weiteres Moment hinzu, dasjenige der Einwanderung. Er rät den Brasilianern, alle Nationen mit offenen Armen zu empfangen, keine käme mit Eroberungsgelüsten und die sogenannte deutsche Gefahr wäre eine Utopie. Er rät den brasilianischen Staatsmännern, auf die Arbeiterschutzgesetzgebung ihr Augenmerk zu richten, da die Einwanderer hierauf einen großen Wert legen würden und weist auf das Zustandekommen

und die Entwicklung dieser Gesetze in Europa hin, indem er besonders Deutschland anführt, welches die besten Einrichtungen dieser Art besitze, während die anderen Länder der alten Welt erst im Begriffe stehen, diese Gesetzgebung zum Abschluß zu bringen und vorderhand noch Unvollkommenes besäßen. Wenn Brasilien sich seinen Fortschritt sichern wolle, wenn es eine Garantie für seine großartige Zukunft wünsche, so solle es ohne Verzug seine Arbeiterschutzgesetzgebung in die Wege leiten. Er wisse wohl, betonte der Redner, zu welchen Wohltaten und welchen großen Opfern die Besitzer bedeutender industrieller Unternehmungen zum Besten ihrer Arbeiter fähig sind, aber der moderne Arbeiter will keine Wohltaten für sein Alter, er will ein Recht auf Unterstützung haben, wenn er, durch Altersschwäche gezwungen, nicht mehr arbeiten kann. Zum Schluß erläuterte der Redner den Sieg der Demokratie und ihre Fortschritte in den verschiedenen Ländern der alten Welt. — Nachdem er geendet, verschwand Jaurès durch den Hinterausgang der Bühne und entzog sich den Huldigungen, die man ihm von allen Seiten zugedacht hatte. Das Theater war sehr schwach besucht und das ist wohl in erster Linie den Eintrittspreisen zuzuschreiben. Jaurès' Parteigenossen waren wohl deshalb von vornherein ausgeschlossen und wir meinen, daß 10 Milreis für einen Stuhl in schreiendem Widerspruch zu den Grundsätzen der Sozialdemokratie steht. Wie wir bereits berichteten, erhält Jaurès die höchste Summe, die je für einen Redner hier gezahlt wurde. Die Empreza, die ihn kontrahiert hat, war deshalb vielleicht gezwungen, so hohe Preise zu nehmen, um die Kosten zu decken, aber ein Kämpfer für die Besitzlosen mußte sich, unseres Erachtens nach, von vornherein auf einen anderen Standpunkt stellen, oder war es vielleicht auf einen kleinen Ansturm gegen die oberen Zehntausend abgesehen? Denn nur diese konnten sich den Luxus eines Jaurès-Vortrages leisten, für gewöhnliche Sterbliche blieb höchstens nur die Galerie übrig und das ist immerhin schade für einen, abgesehen vom Parteistandpunkt, bedeutenden Mann wie Jean Jaurès.

S. Paulo, Sonnabend, den 26. August.

— Der Staatskongreß genehmigte die Errichtung einer Haushaltungsschule in S. Paulo für junge Mädchen. Der Staatssekretär des Innern Dr. Carlos Guimarães ist bereits mit den Vorarbeiten für den Bau beschäftigt.

— Stadtverordneter Alcantara Machado beabsichtigt bei der Munizipalkammer einen Gesetzentwurf einzureichen, durch den der Präfekt zur Aufnahme einer Anleihe von 1500 Contos ermächtigt wird. Mit dieser Summe sollen eine große Reihe von Arbeiterhäusern errichtet werden. Möglicherweise gelangt der Antrag schon in der nächsten Sitzung zur Beratung. Die Tätigkeit Alcantara Machados in der Munizipalkammer verdient überhaupt hervorgehoben zu werden.

— Die Instrumente und Materialien für die Erweiterung des hiesigen astronomischen Observatoriums sind mit der „Aachen“ in Santos eingetroffen. Mit den Neubauten wird jetzt begonnen.

— Herr Claro Liberato de Macedo verkaufte seine im Munizip Campinas gelegene Fazenda „S. Joaquim“ für den Preis von 250 Contos an Herrn Celcino de Chieco.

— Der Sekretär der Justiz und der öffentlichen Sicherheit hat an alle Delegados der hauptstädtischen Polizeistationen, sowohl wie an diejenigen des Innern des Staates ein Rundschreiben ergehen lassen, in welchem er dieselben aufmerksam macht, daß die Tätigkeit der Polizei eine möglichst vorbeugende

sein soll, daß sie im Interesse der Ruhe der Bürger und der öffentlichen Sicherheit verdächtige Elemente überwachen und besonders ihr Augenmerk auf das Vagabundentum lenken soll. Unter Vagabunden versteht das bei uns geltende Gesetz nicht nur Individuen, die sich, ohne Arbeit und regelmäßige Beschäftigung, aus der sie sich ihren Lebensunterhalt verdienen, öffentlich herumtreiben, sondern auch solche, die mit festem Wohnsitz ausgestattet, ihren Unterhalt aus Beschäftigungen bestreiten, die gesetzlich verboten oder gegen die Moral und gute Sitte verstossen. Vagabunden, gegen die einzuschreiten ist, sind also nicht nur die beschäftigungslos sich öffentlich Herumtreibenden, sondern auch arbeitsfähige Bettler, gewerbsmäßige Spieler, Zuhälter, Einbrecher, Taschendiebe etc., welche nach Art. 299 des Strafgesetzbuches mit Einzelhaft bis zu 30 Tagen zu bestrafen sind, und denen die Verpflichtung aufzuerlegen ist, innerhalb 14 Tagen nach verbüßter Gefängnisstrafe ehrliche Arbeit nachzuweisen. widrigenfalls sie, wenn sie Ausländer sind, des Landes verwiesen oder wenn sie der brasilianischen Nationalität angehören der Zwangsarbeit-Anstalt, wenn sie großjährig, und den Zwangserziehungsanstalten, wenn sie minderjährig, zugeführt werden. Zu diesem Zwecke unterhält die Staatsregierung das Zwangsarbeitshaus auf der Ilha dos Porcos und die Zwangserziehungsanstalt in der Hauptstadt S. Paulo, zu welchen Anstalten in kurzer Zeit die Zweiginstitute in Taubaté, Mogy-Mirim und Sorocaba hinzukommen werden. Da die Regierung fernerhin die Prozeßvorschriften der Dekrete 1490 vom 17. Juli 1907 allen Polizeibehörden des Staates hat zugehen lassen, so sind dieselben mit allen gesetzlichen Mitteln versehen, das Vagabundentum, in welcher Form auch immer es auftreten sollte, zu unterdrücken. Der Staatssekretär der Justiz und der öffentlichen Sicherheit drückt zum Schluß in dem Zirkular noch die Hoffnung aus, daß alle staatlichen Polizeiorgane ihre Pflicht voll und ganz erfüllen werden.

Eine Schweizer-Nummer bildet das neueste Heft 31 der „Lese“. Anlaß: die vielen gegenwärtigen Ferienreisen in die Schweiz. Goethesche Worte eröffnen den Text, große schöne Worte über die Erhabenheit der Schweizerberge und über die Bedeutung der Tellsage, die in diesen Bergen spielt. Wer es noch nicht weiß, erfährt hier, daß Goethe erst den Tell als Epos dichten wollte und den Stoff dann Schiller überließ. Sodann folgen Proben aus Hallers „Alpen“, Seidls Ballade „Hans Euler“ und endlich Stücke aus J. V. Widmanns Werken. Diesen Repräsentanten moderner schweizerischer Literatur werden herzliche Worte der Anerkennung gewidmet. Ein volksbildnerisch dankenswertes Vorgehen ist, daß „Die Lese“ von diesem Heft an Listen billiger Hausbibliotheken veröffentlicht (z. B. zu 10 Mark), die auch der Minderbemittelte kaufen kann. „Die Lese“ hat mit ihrer außerordentlich reichhaltigen Schweiz-Nummer (aus deren Inhalt wir nur wenige Hauptpunkte nennen konnten) bewiesen, daß sie Freunde in allen Ländern begehrt. Und sicherlich wird die Lesergemeinde, für deren Einführung in der Schweiz bereits ein Hilfskomitee in Bildung begriffen ist, viele neue Mitglieder finden. „Die Lese“ kostet 6 Mark im Jahr, vierteljährlich 1,50 Mark, dafür wöchentlich die Zeitschrift und jährlich zwei gute Bücher. Probenummern kostenlos durch die Geschäftsstelle, München, Rindermarkt 10.

S. Paulo, Montag, den 28. Aug.

— Das Ackerbausekretariat erhielt von dem Landwirt Herrn Francisco Pereira Mendes eine Probe unentkernter Baumwolle, Spezies „Paula Souza“, zugesandt. Die Regierung hatte zur Förderung der Baumwollkultur im vorigen Jahre Samen verteilt

und erhielt nun in der Probe ein Muster der daraus erzielten Ernte. Von 30 Kilo Samen erhielt Herr Pereira eine Ernte von 200 Arroben und dabei hat er noch gar nicht den Höchstertrag erzielt, weil das Wetter der Entwicklung der Pflanzen nicht sehr günstig war. Der erfolgreiche Landwirt will nun die Baumwolle in größerem Maßstabe anpflanzen.

— In Erfüllung der betreffenden Polizeivorschriften verbot der dritte Hilfspolizeidelegado Dr. Rudge Ramos das Wiederauftreten einiger Kinder, die das fünfzehnte Jahr noch nicht erreicht haben und die der gegenwärtig im Theater Sant' Anna spielenden Kinder-Operngesellschaft angehören. — Das Vorgehen der Polizei ist entschieden lobenswert. Zuerst hieß es, daß alle Kinder derselben das fünfzehnte Lebensjahr bereits überschritten hätten, als dann diese Behauptung durch den Augenschein nicht mehr aufrecht zu erhalten war, mußte man sich dem Verbot des Auftretens wenigstens einiger Kinder unterwerfen. Das ganze Auftreten der Gesellschaft sollte verboten werden, denn es ist nichts weiter, als eine unmenschliche Quälerei, wenn Kinder, und wenn sie wirklich schon 15 Jahre sind, öffentlich Opern singen sollen, die schon Erwachsenen ungeheure Schwierigkeiten bieten, was Jeder zugeben wird, der die Opern Lucia di Lammermoor und Carmen kennt. Wie ist es möglich, daß Kinder, die Rolle einer Carmen oder eine Walmsinnsarie, wie sie die Oper Lucia enthält, wiedergeben können. Das kindliche Gemüt wird dabei zerstört, die ganze Zukunft der kleinen Wesen physisch und moralisch verdorben. Den Zuschauern wird das Gefühl des Mitleides mit den Kindern und dasjenige des Ekels gegen diejenigen erregt werden, die herzlos reine Kinderseelen in der Entwicklung stören und sie für ihre gewinnsüchtige Zwecke ausbeuten. Denn etwas anderes als krasser Eigennutz, mit rücksichtslosen Mitteln erreicht, bilden doof dergleichen Aufführungen nicht, von Kunst kann doch dabei keine Rede sein. Deshalb soll das Einschreiten der Polizei mit Freuden begrüßt werden. Das Publikum kann aber noch wirksamer eingreifen, indem es durch Nichtbesuch der Vorstellungen, die Unternehmer zur gänzlichen Einstellung derselben zwingt. — Das ist unsere Meinung in der Sache. —

— Unser früherer Mitarbeiter in Santos, Herr Gustav Berger, ein gediegener Kenner des dortigen Kaffeemarktes, weilt gegenwärtig in Brüssel, wo er die Ausstellung besucht hat. Von dort richtete er einen Brief an das Ackerbausekretariat, in welchem er mitteilt, daß er die verschiedenen Kaffeeröstereien, die auf Veranlassung und unter Mitwirkung dieses Sekretariats in der belgischen Hauptstadt errichtet wurden, besucht habe. Dieselben standen durchgehends unter sehr geschickter und kluger Leitung und legen ein ehrenvolles Zeugnis von der Umsichtigkeit und für den Staat S. Paulo nutzbringenden Tätigkeit unseres Ackerbausekretariats ab.

— Der stellvertretende Direktor des hiesigen Postamtes Dr. Prado Azambuja versucht bei der General-Direktion die Zustimmung für die Lieferung der eingeschriebenen Wertsachen direkt ins Haus der Empfänger zu erlangen. Diese Neuerung soll dann im Anfang nächstn Jahres in Kraft treten. Diese Neuerung wäre mit Freuden zu begrüßen, da sie viele Unbequemlichkeiten und Scherereien, die heute den Empfängern durch das Abholen bei der Post erwachsen, beseitigen würde. Wie mancher, der nicht häufig eingeschriebene Wertbriefe empfängt, hat Weitläufigkeiten, seine Identität nachzuweisen, was ihm viel leichter fällt, wenn er in seinem Hause von dem Postboten aufgesucht wird, der ihn ja dann bald persönlich kennt, während der am Schalter sitzende Beamte durch die größere Anzahl von Personen, die er zu bedienen hat, nicht so leicht in der Lage ist, die Personen und ihr Domizil kennen zu lernen. Wir

wollen hoffen, daß die löbliche Absicht unseres stellvertretenden paulistaner Postmeisters auch wirklich zur Ausführung gelangt. In Deutschland existiert sie ja bereits seit Menschengedenken und erstreckt sich bis auf die kleinsten Ortschaften.

— Am Sonnabend hielt der französische Sozialistenführer Jean Jaurès im Theater S. José seinen zweiten Vortrag, für den er das Thema: „Euclides da Cunha und seine Ansichten über die französische Revolution und den Sozialismus“ gewählt hatte. Redner bedauerte zunächst, daß er einer Einladung zu dem dieser Tage abgehaltenen Fest des „Centro Republica Portuguez“ nicht Folge leisten konnte und so der Gelegenheit beraubt wurde, die glänzende Rednergabe des Dr. Bittencourt Rodriguez zu bewundern. Er verbreitete sich darauf über die Entwicklung der jungen portugiesischen Republik und nahm ihre Gründer gegen die Behauptungen der Gegner in Schutz, die ihnen vorwerfen, das Land der Anarchie und dem Bruderkriege in die Arme zu treiben. Er drückt seine Freude darüber aus, daß die junge Republik durch die gesetzmäßige Wahl ihres Präsidenten endlich in einen normalen Zustand eingetreten sei und brandmarkt alle die Nachrichten als böswillige Verleumdungen, die von Unruhen im Lande und von Straßenkämpfen in Lissabon und Porto sprechen. Er selbst, so bemerkte der Redner, habe sich auf seiner Reise nach hier in Lissabon aufgehalten, habe dort beobachtet, mit hervorragenden Leuten gesprochen, das moralische Verhalten verschiedener Gesellschaftsklassen studiert, aber nichts bemerkt, was nach Unordnung und Anormalität aussah, im Gegenteil, nur wenige europäische Hauptstädte können sich rühmen, solche Ruhe und solchen Frieden zu haben, wie ihn die portugiesische Hauptstadt zeigt. Der Redner verteidigte die republikanischen Führer, vergaß aber nicht, auch der großen Verantwortung Erwähnung zu tun, die auf denselben lastet. Sich zu seinem eigentlichen Thema Euclides da Cunha wendend, zeigte Jaurès zunächst eine außerordentliche Vertrautheit mit dessen Schriften, die die Zuhörer in Erstaunen setzte und die Ueberzeugung erweckte, daß der französische Abgeordnete in den Werken des verstorbenen brasilianischen Schriftstellers besser Bescheid wußte als mancher Brasilianer. Euclides da Cunha ist für Jaurès der nationalste der hiesigen Schriftsteller. Er nennt ihn den am meisten charakteristischsten, am meisten brasilianischen, der einen Typus der brasilianischen Nation für die Ausländer bilden kann. Jaurès erzählte seinen Zuhörern, daß er viele hiesige Schriftsteller und Dichter gelesen habe, bei allen habe er aber Anklänge an fremde Nationen gefunden, bei allen habe er, sei es ihre Abstammung, sei es ihre Erziehung im Auslande, erkennen können, bei Euclides da Cunha sei nichts von alledem zu merken, sein Denken, sein Empfinden, seine Seele seien echt brasilianisch und nur brasilianisch. Aber der Verstorbene gehöre nicht zu den Leuten, denen ihr patriotisches Empfinden den Horizont trübe, die für andere Eindrücke blind gemacht seien, im Gegenteil, Euclides da Cunha gehöre zu den Naturen, die sich durch die weitgehendste Freiheit ihrer Gedanken, durch ihre das ganze Weltall umfassenden Ideen und ihre auf das höchste gespannte Wißbegierde auszeichnen. Diese Eigenschaften erweckten sein reges Interesse für die Fortschritte der Wissenschaft im allgemeinen, für das Schicksal der Menschheit, sowie für die Ideen- und sozialen Kämpfe aller Völker. Jaurès äußerte sich des weiteren noch über einige Werke, die Euclides geschrieben habe, aus welchen er verschiedene Stellen anführt und ihnen seinen vollen Beifall zollt. Nur in einer Sache, bemerkte der Vortragende, hätte der verstorbene große

Schriftsteller eine irrige Meinung gehabt und zwar in der Bewertung der historischen Bedeutung der Französischen Revolution. Euclides beschränkt die Vorteile der Französischen Revolution auf eine Eroberung, die das interessierte Bürgertum gemacht hätte, und sucht ihr die große allgemeine Bedeutung einzudämmen. Sicher ist, so meinte Jaurès, daß das Bürgertum einen großen Vorteil für seine Stellung aus der Revolution gezogen habe und die Früchte derselben in reicherm Maße als andere Schichten der Bevölkerung genossen, aber nicht nur, weil es dieselbe gemacht hat, sondern weil es in besserer geistiger Vorbereitung und besserer sozialer Lage sich befand. Die Revolution wurde von dem Bürgertum und dem Proletariat gemacht und ihre Früchte waren die geistige Befreiung aller Völker, die Umwälzung der Ideen und Grundsätze, die noch heute auf die Bestimmungen aller zivilisierten Völker eine große Wirkung ausüben. Uebrigens, so fuhr der Redner fort, war Euclides da Cunha auch den Ansichten der noch mehr nach links liegenden Demokratie nicht abhold und in einer seiner Schriften findet sich ein Kapitel, in welchem er die Uebereinstimmung seiner Anschauungen mit denjenigen von Karl Marx, dem großen Apostel der Sozialdemokratie, zu erkennen gibt. Jaurès spricht sich nun noch über die Zwecke und Ziele der Sozialdemokratie aus und hier wird seine Rede lebhafter und sein Wesen eindringlicher, er legt seine Ansichten über das Thema, welches er sich zur Lebensaufgabe erkoren hat, in glänzenden Worten dar und schließt seinen Vortrag, indem er Brasilien den Rat gibt, sich gegen die sozialistische Bewegung, in deren Abhängigkeit es sich durch die Einwanderung befindet, nicht zu verschließen, sondern sich an ihre Seite zu stellen. — Heute abend findet der letzte Vortrag statt über das Thema „Die konstitutionellen und politischen Fragen Europas“.

S. Paulo, Dienstag, den 29. Aug.

— Der „Estado de S. Paulo“ gibt schon seit einiger Zeit täglich eine Blütenlese postalischer Nachlässigkeiten und Unregelmäßigkeiten, so daß man sich eigentlich wundern muß, wie die Postverwaltung das alles so schweigsam hinnimmt, ohne anscheinend auch nur den leisesten Versuch zu machen, den schreienden Mißständen abzuhelfen. Jetzt lesen wir auch im „Correio Paulistano“ vom Sonnabend, daß auch bei der dortigen Redaktion eine Unzahl Klagen über Unregelmäßigkeiten in der Zustellung der Briefe eingegangen sind. Aber nicht genug mit verspäteter Bestellung, nein man klagt auch, daß ganze Sendungen verloren gehen und was noch schlimmer ist, daß Briefe ankommen, die deutlich die Spuren der Verletzung der Umschläge tragen, daß also in denselben nach irgend etwas gesucht, das Briefgeheimnis verletzt worden oder zu verletzen versucht worden ist. „Correio Paulistano“ besitzt einen solchen verletzten Briefumschlag, der einen Brief an den Administrator der genannten Kollegin enthielt und den dieselbe für den Postdirektor aufbewahrt, damit er sich von der Wahrheit dieser Angaben überzeuge. — Wir müssen aufrichtig sagen, daß wir für die Unordnung, die auf der Post herrscht, keine Worte haben. In allen Zeitungen werden Klagen laut, täglich kommen die größten Nachlässigkeiten zur Sprache; die Verwaltung hüllt sich aber in tiefes Schweigen und tut so, als ob sie das gar nichts angehe. Die Post ist doch kein Privatunternehmen, von dem man sich abwenden und zur Konkurrenz gehen kann, wenn man schlecht bedient wird? Schon im Interesse des Ansehens von Brasilien im Auslande müßten die weitgehendsten Maßnahmen getroffen werden, daß diese furchtbaren Mißstände beseitigt

werden, sonst nützt alles Beweihräuchern und die besten Absichten nichts, das Ausland wird die Zivilisation Brasiliens niedriger hängen, wenn ein Institut, das einer der wichtigsten Faktoren zur Ausbreitung des Handels und Verkehrs ist, welches ein so hoher Kulturfaktor geworden ist, unter aller Kritik verwaltet wird. Was soll der Bürger machen, wenn seine berechtigten Klagen, die er teils durch direkte Eingaben, teils durch die Presse zur Kenntnis der obersten Postbehörde bringt, einfach unbeachtet gelassen werden!

— Eine hiesige Firma, bei der französisches Kapital beteiligt ist, fragte bei der Stadtverwaltung von Guaratingueta an, was für Vergünstigungen ihr gewährt würden, wenn sie am dortigen Platze eine Fruchtkonserven-Fabrik, Biscuits und ähnlicher Erzeugnisse errichte. Die Stadtverwaltung antwortete, daß sie bereit wäre, die selben Vergünstigungen, die andere Etablissements des gleichen Industriezweiges genossen, zu gewähren, und zwar Gratislieferung des Wassers, Befreiung von städtischen Abgaben für eine bestimmte Zeit und bei Beschäftigung einer gewissen Anzahl Arbeiter auch den für den Bau der Fabrik notwendigen Grund und Boden.

— Dem Munizip von Ubatuba hat ein ausländischer Kapitalist ebenfalls einen Besuch abgestattet, um die Verhältnisse dortselbst für die eventuelle Errichtung eines industriellen Etablissements zu studieren.

— Außer den Instruktoren, die der Polizeichef von Matto Grosso hier zur Ausbildung des dortigen Polizeikorps kontrahieren will, wird er auch einige Lehrer für die dortigen Schulen verpflichten und hat bereits mit dem Staatssekretär des Innern Dr. Carlos Guimarães und dem Direktor des öffentlichen Unterrichts Oscar Thompson in diesem Sinne Verhandlungen gepflogen. Letzterer hat an verschiedene Lehrer Anfragen ergehen lassen. In Cuyaba befinden sich bereits die von der Regierung beauftragten Lehrer Servegildo Martins de Mello und Gustav Kuhlmann, ersterer Direktor der Normal-Schule und letzterer Vorsteher zweier Schulgruppen in Matto Grosso. Beide Herren haben das Unterrichtswesen dort vollständig umgestaltet und vervollkommenet.

— Auf Anordnung der Präfektur wird die Light and Power vom 1. September an eine neue Bondslinie durch die Ruas Paula Souza und Santa Rosa in der Braz gehen lassen.

Munizipien.

Vom 23. August.

Santos. Laut Mitteilung der Hafenpolizei war die Schiffsbewegung im hiesigen Hafen in der ersten Hälfte dieses Monats die folgende: Es liefen 64 Schiffe ein, davon waren 22 unter brasilianischer und 42 unter fremder Flagge. Ausgelaufen sind 62 Schiffe, davon 21 unter nationaler und 41 unter fremder Flagge. In der gleichen Zeitperiode kamen 2051 Passagiere an, davon 386 in erster, 95 in zweiter und 1573 in dritter Klasse. Der Nationalität nach waren unter den Passagieren 294 Brasilianer und 1757 Ausländer und zwar 1704 männliche und 647 weibliche Personen. Es verließen den Hafen 1521 Passagiere und zwar 414 in erster, 127 in zweiter und 980 in dritter Klasse. Davon waren 148 Brasilianer und 1373 Fremde und dem Geschlecht nach 1126 männliche und 401 weibliche Personen.

Vom 24. August

Santos. Die Comp. Antarctica Paulista wird hier in der Avenida Anna Costa einen großen Park anlegen. — Sicher

wird die Brauerei, die in S. Paulo in Agua Branca ein nach europäischem Muster eingerichtetes prachtvolles Vergnügungsetablissemnt geschaffen hat, auch in Santos nach gleichem Muster verfahren und den Santensern einen Erholungs- und Ausflugsplatz schaffen, der dem großen Aufschwung, den die bedeutende Hafenstadt in letzter Zeit genommen, entspricht. Es fehlt hier bis dato an einem Erholungsplatz in großem Stil, dem nunmehr durch die Einrichtung des neuen Parks abgeholfen sein wird.

— „Diario de Santos“ teilt mit, daß die S. Paulo Light and Power demnächst von der Stadtverwaltung von Santos die Erlaubnis erbitten wird, sich in der Nachbarschaft etablieren zu dürfen. Bei der Bedeutung, bemerkt das Blatt, die die S. Paulo Light and Power besitzt, ist es überflüssig darauf hinzuweisen, wie vorteilhaft die Etablierung dieser Gesellschaft in Santos auf das Gedeihen der Stadt wirken würde.

Vom 25. August.

Santos. Ein Polizist hat sich gegen Herrn João Bittencourt, Reporter der Zeitung „A Vanguarda“, schwere Uebergriffe erlaubt. Der Führer eines Milchwagens hatte mit seinem Gefährt leicht die Uniform eines Dieners der heiligen Hermandad gestreift, der sich breit mitten in der Rua Martin Alfonso aufgepflanzt hatte und trotz wiederholter Klingelsignale des Wagenführers keinen Platz machte. Der Polizist wollte nun den Wagenführer durchaus zur Polizeistation bringen, als der Reporter in höflicher Weise demselben zu verstehen gab, daß es wohl nur nötig sei, den Namen des Kutschers und die Nummer des Wagens zu notieren, dann könne der Kutscher ohne seinen Prinzipal zu schädigen erst die Milch abliefern und dann selbst zur Polizeistation fahren. Auf diese in bescheidener Weise gemachte Bemerkung fuhr der Beamte den Reporter in barscher Weise an und fragte ihn, wer er sei und als er ihm zur Antwort gab, daß er Reporter sei, packte der Polizist ihn wie eine Furie bei der Kehle und verprügelte ihn. Als sich darauf Vorübergehende einmischten und den Polizeisoldaten auf das ungesetzmäßige seiner Handlung aufmerksam machten, pfiff derselbe nach Verstärkung, wonach noch zwei weitere Hüter der Ordnung erschienen, die ebenfalls auf das wehrlose Opfer einschlugen, welches nun von drei Schutzleuten zur Wache befördert wurde. Kurz darauf wurde Herr João Bittencourt durch den Polizeidelegado entlassen. — Das unglaublich dumme Vorgehen und die Uebergriffe der Polizisten erregten den allgemeinen Unwillen aller derer, die bei der Sache dabei waren; es wäre aber die höchste Zeit, daß unsere höheren Polizeiorgane solchen Ungeheuerlichkeiten ein Ziel setzten. Es kommt sehr häufig vor, daß sich Polizisten gerade gegen Leute aus den besseren Ständen, von denen sie weniger tätliche Zurückweisungen ihrer Rohheiten erwarten, Uebergriffe erlauben und diesem Mißbrauch kann nur gesteuert werden, wenn solche Elemente streng bestraft und eventuell aus dem Polizeikorps entfernt werden. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß unsere Polizei besser und zuverlässiger geworden ist und daß von oben herab die größte Sorgfalt angewandt wird, um Mißstände zu beseitigen. Um so schärfer muß dann aber auch gegen Elemente streng bestraft und eventuell aus dem Postrebungen durch ihr unqualifizierbares Verhalten entgegenarbeiten. Strenge Strafen sind hier am Platze.

Vom 26. August.

Santos. Ein Großkaufmann beabsichtigt zusammen mit mehreren Aerzten ein großes Sanatorium am Meeresstrande zu errichten.

— Unsere Stadt macht von Tag zu Tag Fortschritte und so wie es schon seit Jahren durch einen bedeutenden Kaffeehandel und Export eine hervorragende Stellung einnimmt, wird es auch bald

an Bevölkerungszahl und seine sonstigen Anlagen mit einigen der bedeutendsten Hauptstädten anderer brasilianischer Staaten wetteifern können. Jetzt, nachdem das böse gelbe Fieber endgültig beseitigt ist und Santos sich durch ein gesundes Klima auszeichnet, entstehen an allen Ecken und Enden neue industrielle Unternehmungen und neue Verkehrswege werden nach der bedeutenden Hafenstadt erschlossen. Ueber die Anlage eines großen Parkes in der Avenida Anna Costa durch die Antartica-Brauerei haben wir bereits berichtet; der Einfluß dieser Verbesserung macht sich bereits durch das Heraufgehen der Grundstückspreise in der Nachbarschaft der projektierten Anlage geltend. Die nächste bedeutende Verbesserung wird die Weiterführung der Mogyana-Bahn von Campinas bis nach dem Hafen von Santos sein. Hierdurch kommt die Hafenstadt nicht nur in direkte Verbindung mit einer der reichsten Zonen des Staates S. Paulo, nein, auch mit Minas und Goyaz, nach welchen Staaten die Mogyana-Bahn ihr Netz allmählig ausdehnen wird. Nach den neuesten Plänen wird die Bahn ihren Weg über Casqueiro nehmen, bei den weiten mit Mangue-Bäumen bepflanzten Terrains vorbeigehen und die Linie der S. Paulo Railway überschreiten. Weiterhin haben eine Gruppe Geschäftsleute einem Makler Auftrag gegeben, große Strecken Land zu erwerben, auf welchem sie neue Industrien einrichten wollen. Die Verhandlungen sind noch nicht abgeschlossen, deshalb werden noch keine Einzelheiten mitgeteilt. Die Brazilian Railway Company hat fernerhin ihren Bahnhof in Villa Macuco fast fertiggestellt und an anderen Stellen ihre Geleise bereits verlegt. Durch diese bedeutende Gesellschaft wird die ganze Zone von Santos bis S. Antonio do Jiquia dem Handel und Verkehr erschlossen und der Hafenstadt ungeahnte Vorteile gebracht werden. Ferner will ein französisch-belgisches Syndikat eine Sägerei und eine Reisschälerei und Aufbereitungs-Anstalt einrichten und die weiten mit Mangue-Bäumen bestandenen Flächen für Gerbereizwecke ausnutzen und den aus diesen Bäumen zu gewinnenden Tannin-Extrakt nach Deutschland exportieren, woselbst günstige Marktverhältnisse für dieses Produkt vorhanden sind.

— Die Companhia Brasileira de Exportação de Fructas in Santos hat in Buenos Aires eine Filiale errichtet. Nachdem sich die Gesellschaft auch eigene Dampfer für die Beförderung der Südfrüchte angeschafft hat, auch große Pflanzungen von Bananen etc. anlegt, ist sie von allen Zufälligkeiten, welche ihren Handel lahm legen könnten, nach menschlicher Voraussicht sichergestellt.

Vom 28. August.

Campinas. Die Paulistabahn wird bekanntlich nach langem Streit mit der Sorocabana die wickeln. Die Strecke von Campinas nach Itaipu ist bestellen und damit Anschluß an die Ituana und an die Sorocabana gewinnen. Von Mayrink aus wird eine Bahn nach Santos gebaut werden, für welche jetzt die Vorstudien aufgenommen werden. Seit vielen Wochen sind bereits Ingenieure und Arbeiter bei der Trazierung zwischen Santo Amaro und Santos tätig. Die englische Bahn mit ihren ungeheuren Frachtsätzen und ihrem Monopol wird also im Norden eine Konkurrenzbahn der Mogyanagesellschaft über Mogy das Cruzes und im Süden eine neue Linie der Paulista und Sorocabana über Mayrink finden. Die Strecke von Campinas nach Itaipu ist bereits aufgenommen. Sie kreuzt Areão bei Campinas und die Stadtviertel Matadouro, Villa Industrial, Bomfim und Guanabara. In der Nähe des Hypodroms wird ein ca. 70 Meter langer Tunnel gebaut.

Bundeshauptstadt.

Rio, Mittwoch, den 23. Aug.

— Herr Manuel Buarque de Macedo, der Präsident des Lloyd Brasileiro, hat für Mittwoch eine Generalversammlung einberufen, in der die Uebergabe an die Bank von Brasilien besprochen und das Erforderliche beschlossen werden soll. Der Direktor der Bank, Staatsrat João Alfredo, hat mit dem Finanzminister über die Angelegenheit konferiert, der seinerseits wieder eine Besprechung mit dem Verkehrsminister hatte. Die Ernennung des Ingenieurs Trompowsky zum Lloyddirektor dürfte nur provisorisch sein. Es heißt, daß die dauernde Leitung dem Kontreadmiral Belfort übertragen werden soll. Herr Belfort Vieira gilt als sehr energischer Herr, wäre insofern also recht geeignet für die Leitung. Wir meinen aber, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Leiter auch kaufmännische Befähigung besitzen müßte, und bezweifeln, ob das bei dem Admiral der Fall ist. Außerdem hat es bisher immer geheissen, die Kriegsmarine bedürfe dringend des Herrn Belfort Vieira. Ist diese Dringlichkeit nun auf einmal verschwunden, oder setzt man die militärischen Interessen des Landes jetzt den finanziellen nach?

— Aus der Unterhaltung, die der französische Deputierte Jaurés bei seinem Besuche in der Kammer mit den anwesenden Deputierten führte, wird eine interessante Einzelheit bekannt, die beweist, wie richtig Herr Jaurés einen großen Mangel unserer gesamten Presse — uns selber nicht ausgenommen — erkannt. Er sagte: „Es wäre sehr angebracht, wenn die Presse die Telegramme wegen der wichtigeren Vorkommnisse in Europa kommentierte. Ich weiß wirklich nicht, was in Marokko vorgehen kann. Ich weiß sehr wohl, daß der Telegraphendienst der hiesigen Presse ausgedehnt und sehr teuer ist, aber er reicht nicht aus. Er müßte erweitert und dem Publikum verständlicher gemacht werden.“ Das müßte er in der Tat, namentlich was die Vorgänge in Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz usw. anlangt. Aber das übersteigt eben die finanziellen Möglichkeiten unserer Presse, und deswegen verbietet sich auch das Kommentieren: wir kennen die Ereignisse nicht genau genug. Solange unsere Stammländer nichts tun, um nach Südamerika einen besseren Telegraphendienst zu liefern, solange sind wir auf die Ankunft der Zeitungen, drei Wochen nach den Ereignissen, angewiesen.

— Wie wir schon gestern berichteten, sollen nicht nur die Armee-, sondern auch die Marineinstruktoren aus Deutschland erbeten werden. Das bestätigt auch ein Londoner Telegramm des „Jornal do Commercio“, in dem es heißt, daß in wenigen Tagen die Verhandlungen Brasiliens mit der deutschen Regierung zum Abschluß gelangen würden. Es sollen drei Offiziere, einige Deckoffiziere und Maaten als Marineinstruktoren in unsere Flotte eintreten. Das Telegramm fügt weiter hinzu, der Kaiser habe den früheren Marineminister Vizeadmiral Alexandrino de Alencar eingeladen, im September an der Flottenchau in der Ostsee teilzunehmen.

— In Bahia ist es endlich nach langen vergeblichen Bemühungen der herrschenden Ruyisten-Partei geglückt, die erforderliche Anzahl von Staatsdeputierten zusammenzubringen, um in der Kammer den Gesetzentwurf über die Wählbarkeit zum Gouverneur und Vizegouverneur des Staates annehmen zu lassen. Die Abstimmung war namentlich. Das Gesetz, das ausschließlich gegen den Verkehrsminister Dr. Seabra bestimmt ist, dessen Wahl man auf jeden Fall unmöglich machen möchte, ist derartig, daß die Bundesregierung wohl eine Hand-

habekommt, in die innere Politik des Staates einzugreifen, um die individuellen Freiheiten und Rechte der Bürger der Republik zu schützen. Die Bahianer Ruyisten haben dann nur dasselbe erreicht, wie die Fluminenser, die auch so lange wirtschafteten, bis der Bund eingriff. Herr Seabra hält natürlich seine Kandidatur aufrecht, und der Verlauf wird voraussichtlich dem im Staate Rio gleichen: es werden sich zwei Staatskongresse konstituieren, von denen jeder „seinen“ Gouverneur anerkennt. Dann ist die Duplizität da, die laut der Bundesverfassung die Zentralregierung verpflichtet, die Ordnung im Staate wiederherzustellen.

— Auf Anregung des Landwirtschaftsministers hat der Ingenieurklub ein Gutachten über die Einführung einer offiziellen Zeit für Brasilien gemäß den internationalen Vereinbarungen ausgearbeitet. Danach würde Brasilien von Ost nach West in drei Sektionen zerfallen, deren offizielle Zeit voneinander abweiche, entsprechend den Vorschlägen der internationalen Kongresse. Nach dem Gutachten des Ingenieurklubs hat der Landwirtschaftsminister ein Gesetz entworfen, das mit einer Botschaft des Bundespräsidenten demnächst an den Kongreß gehen soll.

Rio, Donnerstag, den 24. August

— Wenn der Kaiser jagt, so werden Berichte über die Jagdergebnisse veröffentlicht. Das nennt man dann Byzantinismus. In Republiken gibt es natürlich keinen Byzantinismus, denn wir sind alle unabhängige Leute und jeder Brasilianer kommt mit der Anwartschaft auf die Präsidentenwürde zur Welt. Aber trotzdem unterließ Herr Alvaro de Tefé nicht, jeden Tag an die Präsidialkanzlei zu telegraphieren, wie die Jagd verlaufen ist, der der Bundespräsident auf der Besetzung des Herrn Pinheiro Machado bei Campos oblag. Gestern lautete der „Hofbericht“: „Die Jagd wird von Tag zu Tag interessanter. Heute sind wir etwa 9 Stunden zu Pferde gewesen, wobei wir verschiedene Güter durchritten. Wachteln, in Fülle, Wildenten und Reiher. Gestern haben zwei große Reiher getötet. Bis heute haben wir fast 200 Rebhühner erlegt.“ Also!

— In der Deputiertenkammer haben gestern die Herren Alcindo Guanabara und Coelho Netto einen Gesetzentwurf eingebracht, der den Schutz ausländischen geistigen Eigentums zum Zweck hat. Bekanntlich ist Brasilien bisher der Berner Literarkonvention noch nicht beigetreten, sodaß es bei uns keinen Urheberrechtsschutz gibt, sondern jedes literarische Erzeugnis des Auslandes nachgedruckt werden darf, ohne daß der Nachdrucker dem Verfasser bzw. Verleger eine Entschädigung zu zahlen braucht. Andererseits kann aber auch jedes brasilianische Buch im Auslande nachgedruckt werden. Der Gesetzentwurf nun will diesem Zustande ein Ende machen. Er bestimmt: „1. Alle Bestimmungen des Gesetzes 496 vom 1. August 1898, ausgenommen diejenigen des Artikels 19, finden Anwendung auf wissenschaftliche, literarische und künstlerische Werke, die im Auslande erschienen sind, einerlei, welcher Nationalität der Autor ist, wenn er nur einer Nation angehört, die den internationalen Konventionen über diesen Gegenstand beigetreten sind oder Verträge mit Brasilien abgeschlossen haben, in denen sie den brasilischen Werken die Gegenseitigkeit zusichern. 2. Um den durch dieses Gesetz gewährten Schutz zu genießen, genügt es, daß der ausländische Verfasser beweist, daß er alle Formalitäten erfüllt hat, die zum Schutz des Urheberrechts durch die Gesetzgebung des Landes gefordert werden, in denen das Werk zum ersten Male erschien. 3. Der Schutz, der durch dieses Gesetz ausländischen Werken gewährt wird, kann nicht die Frist über-

Weltverein

Jedem nützlich; Keine Aufnahmegebühr!
 Prospekte von der
 Centrale des Weltvereins, München, Auenstr. 64, I.

steigen, die durch die Gesetzgebung des Landes, in dem es zum ersten Male veröffentlicht wurde, für den Schutz der Urheberrechte festgesetzt wurde. 4. Alle gegenteiligen Bestimmungen werden aufgehoben.“ Durch die Annahme dieses Gesetzes würde Brasilien in die Reihe der Kulturstaaten eintreten, die das geistige Eigentum genau so schützen wie das materielle. Die überwiegende Mehrzahl der Kulturvölker hat die Urheberrechtskonvention angenommen, und sogar die Vereinigten Staaten die ja zarte Bedenken und Gewissenskrupel nicht kennen, gewähren wenigstens einen gewissen Schutz. Freilich wäre die Annahme der Konvention für uns von geringerem Vorteil, als für das Ausland, denn was im Auslande an brasilianischem Geistes Eigentum ausgebeutet wird, das ist gerinfügig gegenüber dem, was wir uns von den Gesetzesschätzen anderer Völker zu Nutze machen. Es ist also nur die Erfüllung einer Anstandspflicht, wenn Brasilien der Berner Konvention beitrifft.

— Die „Imprensa“, die jeden Tag die gewiß berechnete Forderung erhebt, Herr Oliveira Lima möge seines Postens als Gesandter in Brüssel entlassen werden, weil er offene Opposition gegen die Regierung und den Minister des Aeußern treibt, kleidet diese Forderung heute in die folgende Form: „Es ist notwendig, daß Herr Oliveira Lima entweder zur Disposition gestellt oder aber sofort zum Minister des Aeußern ernannt wird.“ Einen anderen Ausweg gibt es auch unseres Erachtens nicht, und wenn der Baron von Rio Branco wirklich der große Staatsmann wäre, als der er gelten will, dann hätte er diesem Skandal schon längst ein Ende gemacht.

— Herr Pedro de Toledo hat Anordnungen für die Erhaltung des Waldbestandes im Acregebiet getroffen. Das ist gut und lobenswert. Noch besser und lobenswerter freilich wäre es gewesen, wenn er zunächst einmal mit der Waldverwüstung aufgeräumt hätte, die an den Abhängen von Andaraby und Tijuca getrieben wird. Hat der Minister noch nie bemerkt, wie frostlos die entwaldete Ilha do Governador oder die kahle Höhengruppe von S. Gonçalo in das herrliche Schauspiel unserer Bucht hineinstartt? Dort ist auch früher einmal Brennholz und Holzkohle gewonnen worden. Und damals, als die Verbindungen nach dem Innern noch schlecht waren, sodaß man das Feuerungsmaterial aus der Nähe nehmen mußte, als wir noch keine billige englische Kohle und keine Gasanstalt hatten, die ihre Cokes gerne loswären, damals war die Waldverwüstung noch verzeihlich. Der Umstand aber, daß in dergleichen Dingen die Masse unserer Bevölkerung heute noch nicht weiter ist, als vor 200 Jahren, gibt der Regierung noch nicht das Recht, diese Rückständigkeit gewähren zu lassen. Wenn Herr Pedro de Toledo seine Pflicht tun will — und wir glauben, daß er den guten Willen hat, wenn ihn nur jemand darauf aufmerksam macht — so führt er in der Umgebung von Rio eine geregelte Forstwirtschaft durch, schleunigst, ehe unsere unvergleichliche Natur vollends verschandelt ist. Charity begins at home, und nicht weit hinten im Acregebiet, wo Onzé und Jacaré sich gute Nacht sagen. Bequemer ist es freilich, den Waldschutz für Gebiete zu dekretieren, wo ohnedies keine Menschen leben, die den Wald verwüsten könnten!

— Der österreichisch-ungarische Generalkonsul

beabsichtigt demnächst eine längere Studienreise durch den Staat Espirito Santo zu unternehmen. Er wird sich zunächst nach der Hauptstadt Victoria begeben und von dort in Begleitung einiger Regierungsvertreter die von österreichisch-ungarischen Auswanderern bewohnten Kolonien im genannten Staate besuchen.

— Der Bundesrichter Dr. Raul Martins verurteilte den Fiskus, den Eigentümern des Steinbruches Uca die Summe von 4.070:157\$000 Entschädigung zu zahlen.

— In der Deputiertenkammer ist noch ein anderer Gesetzentwurf eingebracht worden, der zwar weniger löblich als der obenerwähnte, aber dafür um so charakteristischer für unsere Verhältnisse ist. Die Unterrichtsreform (die sogenannte) hat bekanntlich mit dem Abiturientenexamen aufgeräumt und die jungen Leute, die eine Hochschule besuchen wollen, vor die akademischen Aufnahmeprüfungs-Kommissionen verwiesen. Diese Maßnahme hatte den Zweck, den Privatgymnasien, denen das Recht verliehen worden war, ebenso wie das Nationalgymnasium D. Pedro II. Abiturientenprüfungen abzuhalten, die vielfach mißbrauchte Befugnis wieder zu nehmen. Um Schadenersatzklagen der Abiturientenfabriken aus dem Wege zu gehen, die erwartet werden mußten, wenn man ihnen das einmal verliehene Recht entzog, ohne auch das Nationalgymnasium ebenso zu behandeln, verfiel man auf den Ausweg der akademischen Aufnahmekommissionen. Die Erfahrung hat inzwischen gezeigt, trotz der kurzen seit der „Reform“ verflossenen Zeit, daß das erwünschte Ziel auf dem geplanten Wege nicht erreicht werden würde, denn die Aufnahmekommissionen lassen auch fünf gerade sein, nur um die Hörsäle zu füllen. Trotzdem ist der von Herrn Celso Bayma gestern eingebrachte Gesetzentwurf so unzeitgemäß wie möglich. Der Deputierte will nämlich bestimmt haben, daß die Schüler des sechsten Jahrganges des Nationalgymnasiums die Abgangsprüfung noch nach den früheren Bestimmungen machen dürfen und daß die Zeugnisse über die bestandene Prüfung zum Besuch der Hochschulen ermächtigen sollen. Doch sollen nur die Gegenstände geprüft werden, die das neue Unterrichtsgesetz verlangt, während die über dieses Mindestmaß hinausgehenden Disziplinen des früheren Lehrplanes nicht Gegenstand der Prüfung sein werden. Also eine wunderbare Kombination der Annehmlichkeiten der früheren mit denen der heutigen Regelung! Würde der Gesetzentwurf angenommen, so wäre die unabweisbare Konsequenz, daß die Privatgymnasien dieselbe Forderung für ihre Schüler des sechsten Jahrganges erheben würden. Man dürfte ihnen die Erfüllung nicht verweigern, denn wenn man sie nötigte, den Klageweg zu beschreiten, würden sie glattweg ein obsiegendes Urteil erlangen. Sie sind dem Nationalgymnasium gleichgestellt und jede Ausnahme von dem neuen Unterrichtsgesetz, die zugunsten dieser Anstalt gemacht wird, muß unfehlbar auch ihnen zugute kommen. Aber abgesehen davon beweist der Antrag des Herrn Celso Bayma, wie wenig die Nation mit der Neuregelung zufrieden ist, denn ein gutes Gesetz wird nicht in dieser Weise durchlöchert. Da an anderen Stellen auch versucht wird, die „Reform“ zu reformieren, teilweise zu verbessern, teilweise zu verschlimmern, so werden wohl diejenigen Recht behalten, die da meinen, daß der gegenwärtige Gestaltung ein lauges Dasein nicht beschieden sein wird.

Rio, Freitag, den 25. Aug.

— In unserer Kriegsmarine wird es jetzt lustig werden. Der Fregattenkapitän Mourão dos Santos und der Zahlmeister-Kapitänleutnant Felisberto Lo-

pes, die als Werbeoffiziere nach Europa geschickt worden waren, haben ihre Tätigkeit in Portugal beendet — d. h. sie bekommen dort keine geeigneten Leute mehr — und sind nach Spanien gegangen, um dort weiter zu werben. Wenn sie dort fertig sind, werden sie vielleicht nach Italien gehen. Oder gleich nach China? Mit der Zeit wird die Zusammensetzung der Mannschaft unserer Kriegsschiffe so bunt werden, wie in der Flotte der Vereinigten Staaten. Daß die Schlagfertigkeit der Flotte dadurch erhöht würde oder daß dieses Söldnerwesen dem Lande zur Ehre gereichte, kann man nicht gerade behaupten! Aber so geht es, wenn man nicht zu dem einzig brauchbaren System, der Einführung der effektiven allgemeinen Wehrpflicht, greifen will.

— Der gegenwärtige Kriegsminister gibt sich redlich Mühe, die Offiziere, die von ihren Truppenteilen entfernt sind, wieder zurückzurufen. Es ist ein altes eingewurzelt Uebel, dessen Heilung hier versucht wird. Der Widerstand aktiver und passiver Natur, den die betreffenden Offiziere leisten, ist so groß, daß z. B. beim 13. Infanterieregiment noch immer 15 Offiziere fehlen und beim 17. Regiment 9. Natürlich muß der Dienst erheblich unter diesem Mißbrauch leiden, denn es hält schwer, die Truppenteile wirklich militärisch zu organisieren, wenn die Kommandostellen nicht vollzählig besetzt sind. Es gibt Regimenter genug, denen es obendrein auch an Mannschaften mangelt, sodaß sie keinen lebendigen Organismus mehr bilden, sondern nur noch eine mechanische Verbindung von Offizieren und Mannschaften, die sich oft genug nicht einmal kennen! Unter diesen Umständen wird es viel Zeit und Energie kosten, bis der Kriegsminister seine Aktion vollständig durchgeführt hat.

— Nachdem wir einige Wochen nichts mehr von neuen Pestfällen gehört hatten, ist plötzlich wieder eine Anzahl von Erkrankungen vorgekommen, von denen einige bereits tödlich verliefen. Die schreckliche Seuche ist in einer Mietskaserne aufgetreten, im Hause Becco das Escadinhas 28. Von dort wurde sie nach dem Krankenhaus der Beneficencia Portugueza verschleppt, bezeichnender Weise auch diesmal wieder infolge der Unfähigkeit oder Nachlässigkeit des Arztes, der die Leichenschau abhielt. Erst nachdem eine ganze Familie von der Pest ergriffen worden war, erhielt die Sanitätsbehörde Kenntnis. Sie veranlaßte dann sofort alles, was in ihren Kräften steht. Die Pest ist im allgemeinen eine Schmutzkrankheit. Das bewahrheitete sich auch diesmal wieder, denn das Haus, in dem sie zum Ausbruch gelangte, ist ein altes, schmutziges Gebäude, in dessen Zimmern ohne Licht und Luft zahlreiche Familien zusammenleben. Sowie das Gesundheitsamt benachrichtigt wurde, schickte es einen Wächter nach dem Hause, der den Ein- und Ausgang aus demselben zu verhüten hatte, bis die Desinfektionsstation in Botafogo ihr Material entsandte. Alle Kranken wurden nach dem Isolierhospital von S. Sebastião geschickt, während das Haus und sämtliche übrigen Einwohner aufs sorgfältigste desinfiziert wurden. Gestorben sind eine gewisse Angelina und ein Mann namens João Alves da Rocha. Angelina starb im Hause selbst, und der Arzt Dr. Guarany Goulart gab als Todesursache Broncho-Pneumonie an. João Alves da Rocha wurde in schwerkrankem Zustande nach dem portugiesischen Krankenhaus überführt, wo er verstarb. Im Krankenhaus wurde, nachdem die Krankheit erkannt worden war, ebenfalls eine sorgfältige Desinfektion vorgenommen. Die bisherigen Bewohner des infizierten Hauses sind leider wiederum nicht isoliert worden, sondern sie bleiben nur unter ärztlicher Ueberwachung, ebenso wie die Einwohner der Nachbarhäuser und die Kranken in der Beneficencia Portugueza. Die Häuser der Rua da Saude 224, 226

CASA LUCÚLLUS

Deutsche

Colonialwaren-, Delikatessen-, Wein- u. Thee-Handlung
Caixa postal 240 — Rua Direita N. 55 B — S. PAULO

und 236, die ebenfalls als Seuchenherde gelten, wurden gestern auch desinfiziert. Das Gesundheitsamt will bei der Regierung beantragen, daß alle die alten Schmutzbuden, die eine ständige Gefahr für die Gesundheit der hauptstädtischen Bevölkerung bilden, niedergerissen werden, da sie als Seuchenherde betrachtet werden müssen. Zu diesem Zwecke verlangt das Amt, daß die Polizei und die Präfektur gemeinsam mit ihm vorgehen sollen. Hoffentlich folgt die Regierung dieser Anregung schleunigst, denn wenn sich die Pest erst einmal in der Saude (lucus a non ficendo!) eingenistet hat, dann sind die Folgen unabsehbar.

— Wir besitzen eine „Direktion des Nationaleigentums“, deren Aufgabe es ist, das Nationaleigentum zu verwalten und seinen Besitzstand ungeschmälert zu erhalten. Bei den Mobilien und Immobilien, die sich in der Verwaltung der einzelnen Ministerien befinden, ist die Verwaltungstätigkeit der genannten Direktion natürlich sehr beschränkt, eigentlich nur negativer Art, indem sie darüber zu wachen hat, daß nichts der Nation verloren geht. Aber selbst diese Ueberwachung kann sie nicht leisten, wenn sie nicht weiß, was Nationaleigentum ist, und das weiß sie leider nicht. Man sollte es für unglücklich halten, wenn man nicht unsere beispiellose Anarchie in der Verwaltung gewohnt wäre: es gibt in Brasilien eine Direktion des Nationaleigentums, die das zu Dirigierende nicht kennt! Der gegenwärtige Direktor, Dr. Alfredo Rocha, hat versucht, diesen lächerlichen und unwürdigen Zustand zu beseitigen. Er hat sich an die verschiedenen Behörden gewandt und sie gebeten, ihm doch eine Liste sämtlicher Mobilien und Immobilien zu senden. Einige haben darauf gar nicht geantwortet, andere wieder haben Listen gesandt, deren Unvollständigkeit auf den ersten Blick ersichtlich war. Darauf schickte Herr Rocha Fragebogen mit ausgefüllten Mustern und ausführlicher Anleitung für die Beantwortung für die Beantwortung aus. Aber auch das blieb ohne Erfolg. Einzig und allein das Kommando der Polizeitruppen hat eine sachgemäße und vollständige Liste des ihm anvertrauten Gutes überreicht. Die Direktion hat ferner die Ministerien gebeten, ihr eine Aufstellung derjenigen Besitzobjekte zu liefern, die in Ausführung des Dekretes vom 28. Oktober 1909 an Private verkauft werden sollen, da sie für die Union nutzlos oder entbehrlich sind. Auch diese Aufstellung ist nicht eingegangen. Wir haben also eine Behörde, die gern ihre Pflicht tun möchte, aber nicht kann, da die anderen Behörden sie im Stiche lassen. Ein klägliches Schauspiel! Zugleich aber ein Schauspiel, das der Nation sehr teuer zu stehen kommen kann, wenn nämlich Nationaleigentum verschleudert wird, von dessen Existenz die zuständige Behörde keine Ahnung hat.

Rio, Sonnabend, den 26. August.

Fest der Kaufmannschaft zu Ehren des Herrn Kommerzienrats Hermann Stoltz. Wie wir schon vorgestern kurz berichteten, veranstaltete die Kaufmannschaft von Rio de Janeiro zu Ehren des Herrn Kommerzienrats Hermann Stoltz, Chef des Hauses Herm. Stoltz u. Co., am Mittwoch Abend hier ein Diner. Diese außerordentliche Ehrung sollte Herrn Kommerzienrat Stoltz, der

morgen Brasilien wieder verläßt, beweisen, welcher großen und wohlbegründeten Sympathien sowohl er selbst als auch die von ihm gegründete und geleitete Großfirma sich am hiesigen Platze erfreuen. Das Fest fand in den Räumen des Club dos Diarios am Passeio Publico statt, die mit zu den geräumigsten und schönsten Festsälen gehören, über die Rio de Janeiro verfügt.

Das Gebäude war im Innern reich mit lebenden Blumen und Blattpflanzen geschmückt. Im Vestibül waren Palmen und Blütensträucher in geschmackvoller Zusammenstellung vereinigt, das Treppengeländer war mit Guirlanden umwunden, auf den Stufen standen Palmen von Santa Rita, Azaleen und Rhododendren. Auf dem Treppenabsatz trug eine mächtige Bambus-Jardiniere eine bunte Blumenfülle. Im Rauchzimmer prangten Kamelien, Kallas, Angeliken. Die in Hufeisenform gestellte Tafel, in dem schönen, durch zwei Stockwerke reichenden, in Weiß gehaltenen Ballsaal war mit Rosen, Orchideen, Nelken, Lilien u. Narzissen reich geschmückt. Die blendende Fülle elektrischen Lichtes verlieh im Verein mit der verschwenderisch ausgestreuten Blütenpracht, dem Blinken des Silbers und dem Glitzern des Krystalls dem weißen Saale eine überaus festliche Note. Das Festbild wurde noch verschönt durch die bunten Toiletten der zahlreichen Damen, die sich auf der Galerie versammelten, um dem Bankett zuzuschauen.

Gegen acht Uhr begannen die Geladenen sich zu versammeln. Herr Kommerzienrat Stoltz, der in Begleitung seines Sohnes, des Herrn Hans Stoltz, Chefs der hiesigen Filiale des Hauses, und seiner Schwiegertochter erschien, wurde im Vestibül von der Festkommission, bestehend aus den Chefs der Firmen Castro Silva & Co.; Ferraz, Irmão & Co.; Angelino Simões & Co.; Costa Simões & Co.; J. P. Cunha Pinto; Brandão Alves & Co. und Heitor Ribeiro & Co. empfangen und nach den üblichen Begrüßungen in den Saal geleitet. Den Ehrenplatz an der Tafel nahm Frau Hans Stoltz ein, die zu ihrer Rechten den Verweser des Kaiserlich Deutschen Generalkonsulats, Herrn Konsul Münzenthaler, und zu ihrer Linken Herr Kommerzienrat Stoltz sitzen hatte. Neben dem Kommerzienrat hatten der Vorsitzende der Festkommission, Herr Castro Silva, und Herr Hans Stoltz Platz genommen. Neben dem Konsul saß der Vorsitzende der Kaufmännischen Vereinigung, Barão de Iboracahy. Unter den über 100 erschienenen Personen bemerkten wir u. a. noch die Herren Direktor John von der Brasilianischen Bank für Deutschland, Direktor Hechler von der Deutsch-Südamerikanischen Bank, die Chefs der Firmen Hentschel & Gaffré, Germano Boettcher & Co., Luiz Campos, Davidson Pullen & Co. usw., die Prokuristen und Beamten des Hauses Hermann Stoltz, Vertreter der Zeitungen „Jornal do Commercio“, „Imprensa“, „Jornal do Brasil“, „Paiz“, „Gazeta de Noticias“, „Diario de Noticias“ u. a. Das Menu war von der Confeitaria Colombo in der Rua Gonçalves Dias geliefert worden. Die Bedienung klappte tadellos. Während des Essens spielte ein zahlreiches Orchester unter Leitung des Maestro José Lovrero.

Beim Champagner erhob sich Herr Ernesto Benvides, um im Namen der Kaufmannschaft von Rio de Janeiro Herrn Kommerzienrat Stoltz zu begrüßen. Er holte ein wenig weit aus in seiner Rede. Er begann mit den Fortschritten der Wissenschaft im letzten Jahrhundert, die so mächtig zum Fortschritt der Zivilisation beitrugen, ging dann zu den Griechen und Römern über, die ohne den Handel nicht die Bedeutung für die Weltgeschichte erlangt hätten, die wir ihnen heute zuschreiben und sprach dann über die Mitwirkung des Handels bei der Entdeckung Brasiliens und über seine Rolle als Trä-

ger der Zivilisation überhaupt. Dieser Aufgabe könne der Handel jedoch nur durch Eintracht gerecht werden. „Gerade der Geist der Eintracht und des Standesbewußtseins, das hohe Gefühl der kaufmännischen Solidarität sehen wir recht offenbar werden bei diesem Fest, das der Handel von Rio de Janeiro zu Ehren eines seiner hervorragendsten und geachtetsten Mitglieder, des Herrn Kommerzienrats Hermann Stoltz, heute veranstaltet. Seit 1866 als Angestellter der Firma Brandes, Kramer & Ferreira, seit 1873 als Teilhaber derselben und seit 1884 als Chef eines der bedeutendsten Häuser des hiesigen Platzes, hat er dem Handel von Rio de Janeiro stets Ehre gemacht.“ Das heutige Fest sei bedeutsam, weil auf ihm die Unterschiede der Nationalität verschwinden und Eintracht und Brüderlichkeit herrschen. Es sei ein internationales Fest, weil der Handel nicht an ein bestimmtes Land gebunden sei. Es sei nicht nur ein Ausdruck der Bewunderung und der Ehrung für den vornehmen Kaufmann, sondern auch ein Ausdruck der Dankbarkeit für die dem Platze Rio im besonderen und Brasilien im allgemeinen geleisteten Dienste. Stürmischer Beifall bewies, wie sehr der Redner den Anwesenden aus dem Herzen gesprochen.

Die Antwort, die Herr Kommerzienrat Stoltz sichtlich ergriffen gab, machte auf die Zuhörer einen tiefen Eindruck. Sie war begreiflicherweise nicht in so schönlautende Perioden gesetzt, wie die wohl-vorbereitete Begrüßungsrede. Aber sie kam in ihrer Schlichtheit von Herzen und ging darum auch zu Herzen. Herr Stoltz sagte, er habe nie erwartet, daß er der Gegenstand einer solchen Ehrung werden könne, die er in keiner Weise verdient habe (Lebhaftes allgemeines Protestrufen!) und die ihn auf tiefste rühre. Er erzählte, wie er vor 45 Jahren, ein unberatener Waisenknabe, den Entschluß faßte, sein Glück in Brasilien zu versuchen. Als das Segelschiff, das ihn von Hamburg herüberbrachte, in der herrlichen Bucht von Rio vor Anker ging, da habe er das Gefühl gehabt, daß seine Hoffnung ihn nicht trügen werde. Er habe tatsächlich das große Los gezogen, denn seine Arbeit habe reiche Früchte getragen. Daß er das heute sagen könne, verdanke er zum nicht geringen Teile den Geschäftsfreunden, mit denen ihm stets die Bande aufrichtiger Freundschaft verbunden hätten. Die Geschäftsfreunde hätten sich niemals durch das Ammonmärchen von der „deutschen Gefahr“ schreeken lassen, sondern wären ihm, dem Deutschen, stets zugetan gewesen, und dafür sei er ihnen, sei er Brasilien Dank schuldig. Er habe diesen Dank nicht besser abstaten zu können geglaubt, als indem er die sogenannte deutsche Gefahr vermehrte. Er habe sich an der Gründung der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft beteiligt, deren Vorsitz er heute führe, und die unter schweren materiellen Opfern tausende deutscher Familien in Santa Catharina angesiedelt habe. Daß die deutschen Kolonisten nicht nur keine Gefahr für das Land darstellten, sondern zu seiner Entwicklung auch außerhalb der Grenzen ihres Grund und Bodens beitrügen, das habe der Santa Catharinenser Kolonistensohn Lauro Müller bewiesen, der einer der bedeutendsten Staatsmänner des heutigen Brasilien sei und dem Rio de Janeiro es verdanke, daß es heute nicht nur die schönste, sondern auch eine der gesündesten Städte der Erde sei, in der es eine Lust sei, zu leben. Mit einem Trinkspruch auf den Handel von Rio und besonders auf die Kaufmännische Vereinigung und auf die Festkommission schloß die Rede, die öfters durch Beifallskundgebungen unterbrochen worden war und nun anhaltenden Applaus auslöste. Es war bewundernswert, mit welcher Frische der nahezu 70-jährige Herr, der während der zwei Monate seines

HOTEL & PENSION SUISSE

Telephon 1721

Rua Brigadeiro Tobias Nr. 1 — S. Paulo

Telephon 1721

Vorzügliche Familienpension

Schöne Zimmer.—Grosser Speisesaal.—Vorzügliche Küche und Keller.—Pension mit Zimmer 5\$ pr. Tag
Bad — Elektrisches Licht — Billard. **João Heinrich**

diesmaligen Aufenthaltes in Brasilien angestrengt gearbeitet hat, die lange Rede hielt.

Später ergriff Herr Ernesto Benevides nochmals das Wort, um die Vertreter der Presse zu begrüßen. Es antwortete Herr Joaquim Lacerda vom „Jornal do Commercio“, der an die Bemerkungen des Hrn. Kommerzienrats über die deutsche Gefahr anknüpfte, um auch seinerseits diese unsinnigen Behauptungen zu verurteilen und eine begeisterte Lobrede auf Deutschland zu halten, als auf das Land der Macht, der Kraft, des Fortschrittes, der Industrie, des Handels, der Wissenschaft und der Kunst. Niemals noch hat das „Jornal do Commercio“ schwarz auf weiß Deutschland so gepriesen, wie es jetzt sein Vertreter beredten Mundes tat, und wir können nur wünschen, daß diese Auffassung von Deutschland für den Dekan der lusobrasilianischen Presse in Zukunft stets maßgebend bleiben möge! Zum Schluß feierte der offizielle Redner des Abends noch die Frau in der Person der Schwiegertochter des Herrn Kommerzienrats.

Um 11 Uhr wurde die Tafel aufgehoben. Die Photographen, die schon zu Anfang des Diners eifrig gearbeitet hatten, traten nun nochmals in Tätigkeit, um eine Reihe von Gruppenbildern anzunehmen, darunter eines mit den Damen, die auf der Galerie dem Feste beigewohnt hatten.

Das in vollster Harmonie und Fröhlichkeit verlaufene Fest bewies nicht nur, wie allgemein und aufrichtig die Wertschätzung ist, deren sich Herr Kommerzienrat Hermann Stoltz erfreut, sondern es zeigte auch, welche herzliche Beziehungen zwischen den deutschen und den brasilianischen Firmen unseres Platzes bestehen. Und wie wir Herrn Kommerzienrat Stoltz kennen, glauben wir, daß ihm, dem eifrigen Förderer deutsch-brasilianischer Beziehungen gerade diese letzte Beobachtung eine besondere Freude gewesen ist.

— In der außerordentlichen Generalversammlung des Lloyd Brasileiro, die Herr Macedo Buarque einberufen hatte, wurde die Amtsniederlegung des bisherigen Präsidenten und der übrigen Direktionsmitglieder gebilligt und folgende Wahl getroffen: Dr. José Carlos Rodrigues vom „Jornal do Commercio“ Vorsitzender, General Severiano Carneiro da Silva Rego und Korvettenkapitän Carlos de Castilho Midosi Direktoren. Die Stimmen für die im Besitz der Firma M. Buarque & Co. befindlichen Aktien gab ein Vertreter des Bundesschatzamts, Herr Canuto de Figueiredo ab. Es ist merkwürdig, daß gerade Herr José Carlos Rodrigues zum Präsidenten gewählt wurde, von dem es vor einiger Zeit unwidersprochen hieß, er bemühe sich um den Ankauf von Aktien des Lloyd Brasileiro, um ihn auf diese Weise einem englischen Syndikat, dem die Royal Mail und die Light and Power angehören sollen, in die Hände zu spielen. Ob das nunmehr aufgegeben ist, oder ob die Wahl des Herrn Rodrigues als erster Schritt zur Ausführung des Planes zu gelten hat?

Rio, Montag, den 28. Aug.

— Der Landwirtschaftsminister Dr. Pedro de Toledo beschloß, den nordamerikanischen Landwirt V.

T. Cooke einzuladen, nach Brasilien zu kommen, um hier seine Methode für Kulturen auf trockenem, dürrer Boden einzuführen. Ein eifriger Propagandist dieses Systems ist der brasilianische Ingenieur Lourenço Baeta Neves und kann man diskret behaupten, daß derselbe heute die bedeutendste Errungenschaft für das Gedeihen des nordamerikanischen Ostens bedeutet, woselbst Länderstriche, die unter einer viel intensiveren Dürre zu leiden haben, als unsere Nordstaaten, heute durch die Methode Cooke der Landwirtschaft nicht nur erschlossen sind, sondern einen ganz außerordentlichen Wert bekommen haben.

— Die Leopoldina Railway erhebt ganz exorbitante Frachtsätze, wie aus einem Brief eines Geschäftsmannes in Nietheroy an den Landwirtschaftsminister hervorgeht. Der Transport einer Ziege von Cantagallo nach Nietheroy wurde laut Frachtschein mit neun Milreis berechnet, während das Tier überhaupt nur 1 Mil 500 Reis gekostet hat. — Daß durch solche himmelsehrende Zustände jeder Fortschritt gehemmt und das Gedeihen der Landwirtschaft und Viehzucht in Frage gestellt wird, liegt klar auf der Hand.

— Neulich teilten wir unseren Lesern mit, daß die Bundesbeamten mit dem Dekret, das die Einziehung von 10 Prozent des Gehaltes für die Pensionskasse verfügt, und zwar nicht nur für das laufende, sondern auch für alle vorhergehenden Jahre, seitdem der Abzug nicht mehr stattgefunden hat, höchst unzufrieden seien und wahrscheinlich eine Klage gegen die Bundesregierung anstrengen würden. Das ist inzwischen geschehen, und es besteht gar kein Zweifel, daß das Urteil zu ihren Gunsten ausfällt, denn erstens ist die Bundesregierung zu dem Abzug durch das Budgetgesetz ermächtigt worden, also nur für das laufende Jahr, und zweitens können Gesetze überhaupt keine rückwirkende Kraft haben, weil die Verfassung das ausdrücklich verbietet. Warum das Dekret dann erst erlassen wurde, wird mancher Leser fragen, der an die Exaktheit deutscher Verwaltung gewöhnt ist. Der Fragende braucht sich nur zu erinnern, daß unsere oberen Beamten keine Berufsbeamten sind, sondern „politische Vertrauenspersonen“, die mit der jeweiligen Regierung oder sogar mit dem jeweiligen Minister stehen und fallen. Wenn er daran denkt, wird er sich nicht mehr wundern, denn es ist ganz klar, daß ein Amateur und Dilettant nicht über die Kenntnisse verfügen kann, die das Amt erfordert. Es gibt übrigens Zeitungen, die den Beamten überhören, daß sie den Klageweg beschritten haben; die meisten Kategorien seien in der letzten Zeit um weit mehr als 10 Prozent aufge bessert worden, könnten sich also nicht beschwert fühlen. Diese Argumentation ist gottvoll. Also weil einer es aushalten kann, soll er ruhig dulden, daß man ihn widerrechtlich schröpft? Dann müßte ja auch der Millionär gelassen zusehen, wenn ihn ein Dieb um ein paar Contos erleichtert! Außerdem sind die Beamten nicht aufge bessert worden, damit sie die Abzüge ertragen können, sondern weil ihre Gehälter mit den Lebensverhältnissen nicht mehr in Einklang standen.

— Das Abend- und Skandalblatt „Seculo“, das ebenso wie der „Correio da Manhã“ die Interessen der „unentwegten“ Ruyisten vertritt, ist begreiflicher Weise von der offenbaren Besserung der Beziehungen zwischen der Bundesregierung und S. Paulo und von der unausbleiblichen „Versöhnung“ wenig erbaut. Der sehr herzliche Empfang, der dem Kriegsminister General Dantas Barreto seitens der Paulistauer Staatsbehörden bereitet wurde, hat es besonders verschmüpft, und es versucht daher, neues Mißtrauen zu säen, indem es behauptet, der Bundespräsident verstärke allmählich die Truppenzahl im Staate S. Paulo, um bei der Wahl mit Waffengewalt zugunsten des Herrn Rodolpho Miranda eingreifen zu können. Die Intrigue ist zu durchsichtig, um wirken zu können, und die Paulistauer wissen zu genau, was sie von ihren „unentwegten“ Freunden a. D. zu halten haben, als daß sie auf den Schwindel hereinfließen. Der Bundespräsident hat zu wiederholten Malen erklärt, daß er nicht daran denke, in irgend einem Staate zugunsten irgend eines Kandidaten einzugreifen, sondern daß er das Wahlergebnis respektieren werde. Zuletzt ist diese Erklärung in sehr bestimmter Form durch den Leiter der Kammermehrheit, des Präsidenten Bruder Dr. Fonseca Hermes, abgegeben worden, und zwar im Einvernehmen mit dem Marschall. Es besteht nicht der geringste Grund, an der Aufrichtigkeit seiner Worte zu zweifeln. Uebrigens verlautet hier, daß der Jagd in Campos bald eine in den Kamps am Parapanema folgen und daß bei dieser Gelegenheit der Präsident Gast des Staates S. Paulo im Palais Elias Chaves sein werde, das ja von der Paulistauer Staatsregierung vor einigen Monaten angekauft wurde, um dem schon damals erwarteten Gast als würdige Wohnung zu dienen. Von anderer Seite wieder wird freilich behauptet, daß jene Jagd allerdings geplant sei, aber noch nicht für die nächste Zeit, sondern erst für den März oder April kommenden Jahres, weil dann Herr Rodolpho Miranda in dem Besuche keinen Gegenzug gegen seine Kandidatur mehr sehen könne. (Die Wahl des Staatspräsidenten von S. Paulo findet am 1. März statt.) Wir geben die eine wie die andere Auffassung mit aller Reserve wieder: die Wege unserer Parteipolitiker und Drahtzieher sind so kraus, daß man auf alle möglichen Ueberraschungen stets gefaßt sein muß.

— Das Schlaachtschiff „Minas Geraes“, das am 17. d. M. in das Schwimmdock „Affonso Penna“ gebracht worden war, um einer Generalreinigung und einiger kleinerer Reparaturen unterzogen zu werden, hat heute das Dock wieder verlassen, da die Arbeiten gestern beendet wurden.

— Bezüglich der Zukunft des Lloyd Brasileiro schreibt das „Jornal do Commercio“: „Einige Blätter haben sich mit der Möglichkeit einer Uebertragung des Lloyd an eine ausländische Gesellschaft beschäftigt. Es muß entschieden betont werden, daß die Regierung und die Bank von Brasilien nie daran dachten, bei einer Veräußerung des Lloyd die wohlbekanntesten Gesetze des Landes außer acht zu lassen. Der Bank wurden in den letzten beiden Monaten verschiedene Angebote gemacht, sowohl aus dem Inland als auch aus dem Auslande. Keines derselben erschien jedoch annehmbar, besonders angesichts der Ungewißheit über den wahren Stand der Aktiva und Passiva des Unternehmens. Die Bank wird zunächst festzustellen suchen, wie der Lloyd steht, um dann an seine Neugestaltung zu gehen, natürlich unter strenger Beobachtung der Gesetze und nach den besten Verwaltungsgrundsätzen. Herr Buarque de Macedo selbst, der gewiß unverdächtig ist, hat vor zwei Jahren gesucht, ausländische Kapitalisten für den Lloyd Brasileiro zu

interessieren; und zwei Angebote, die jüngst aus dem Auslande kamen, waren von ihm selbst veranlaßt worden, um das Conto bei der Bank von Brasilien zu erleichtern. Dabei war so wenig daran gedacht worden, die Gesetze über die Küstenschiffahrt außer acht zu lassen, daß eines der beiden Angebote der Bank sogar die Wahl des einen der drei brasilianischen Direktoren zugestand. Niemand ist dagegen, daß der Lloyd im Ausland die nötigen Geldmittel sucht. Wir sehen auch gar keinen anderen Ausweg. Wogegen wir jedoch mit vollem Recht ankämpfen würden, das wäre der Verkauf des Lloyd an ein ausländisches Syndikat. Die Gefahr ist beseitigt. Wir wünschen jetzt, daß bei der Neuorganisation die Leitung einer Persönlichkeit anvertraut werden möge, die das Spezial-Gebiet kennt und Proben von ihrem Verwaltungstalent abgelegt hat.“ Das ist ein Wunsch, den wohl jeder hegt. Warum aber soll ein ausländisches Syndikat den Lloyd nicht übernehmen? Wir haben doch gerade auf dem Gebiete der Handelsschiffahrt schon so viele Proben unserer hervorragenden Unfähigkeit abgelegt, daß wir je eher je besser das Gesetz über die Küstenschiffahrt aufheben sollten. Dieses Gesetz schützt einen Erwerbszweig, zu dem im Lande selbst alle Vorbedingungen fehlen, schädigt dafür aber aufs schwerste Handel und Industrie des ganzen Landes und hält die Entwicklung aller unserer kleinen Hafenstädte, die nicht Anlegeplätze der Ueberseedampfer sind, gewaltsam nieder. Ist es wirklich nötig, der Nationalkeit den Nationalwohlstand zu opfern?

— Der Präsident der Republik Venezuela hat den Orden des Befreiers Simon Bolivar dem Marschall Hermes da Fonseca, dem Baron von Rio Branco, dem Generaldirektor im Museum des Aeußern Dr. Frederico Affonso de Carvalho und dem brasilischen Geschäftsträger in Caracas Dr. Lucidio da Cunha Bueno verliehen. Wir sind sehr neugierig, ob der Bundespräsident und der Minister des Aeußern diese Auszeichnung annehmen werden. Ihr Verhalten wird nämlich eine Regel aufstellen, nach der sich die übrigen Beamten der Republik in Zukunft richten können. Die Bundesverfassung erklärt, daß sie Adelstitel und Ehrenzeichen nicht anerkenne und daß sie in Brasilien abgeschafft seien. Diese Bestimmung ist im allgemeinen so verstanden worden, als ob sie Brasilianer hindere, ausländische Orden anzunehmen, da die Republik Orden ja nicht anerkennt. Viele Offiziere und Diplomaten haben daher Orden, die fremde Regierungen ihnen verleihen wollten, abgelehnt. Andere jedoch haben sie angenommen, wie noch jüngst die Mitglieder der Sondermission, die Brasilien bei der Krönung Géorgs V. vertrat. Der Entschluß des Präsidenten und des Ministers des Aeußern wird wohl für die Zukunft maßgebend sein. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß hier eine sehr starke Strömung für die Wiedereinführung der Orden besteht. Republikaner sind ja in dieser Beziehung viel kindlicher und naiver als die Bürger monarchistisch regierter Staaten, und selbst die Yankee haben ihren puritanischen Ordenshaß schon abgelegt. Sogar der Dollarkönig Pierpont Morgan hat sich diebisch gefreut und höchst gelehrt gefühlt, als der deutsche Kaiser ihm neulich in Kiel einen roten Vogel um den Hals hängte. Uebrigens sind wir ohnehin schon nicht ganz stubenrein in Bezug auf Ehrenzeichen, denn wir besitzen Militär-Dienst-Medaillen und solehe für Lebensretter. Wenn wir also den betreffenden Verfassungsartikel doch nicht achten, dann ist es schon besser, wir ändern ihn ab und führen den Rosenorden wieder ein oder stiften eine Art Ehrenlegion. Dann steht auch nichts mehr im Wege, daß unsere Präsidenten und Mi-

nister in Zukunft ihre Heldenbrust mit all dem bunten Firlefanz fremder Potentaten schmücken.

— Noch wichtiger für das Wohl der Republik ist eigentlich eine andere Frage: Hat Herr Alvaro Teffé in einem der „Hof-Jagdberichte“, daß er von Santo Amaro aus nach Rio sandte, telegraphiert: „perdizes gordas“ oder nur „perdizes“? Laut offiziöser Mitteilung erhielt der Direktor des hiesigen Telegraphenamtes, Herr Eduardo Laranja, gestern das Originalmanuskript des betreffenden Telegramms, und dieses kostbare Schriftstück beweist, daß Herr Teffé nur von einfachen „Reblühnern“ sprach. Es ist deshalb eine Untersuchung gegen den Telegraphenbeamten von Santo Amaro eröffnet worden, um festzustellen, ob er selbst „fett“ war, als er die Präsidial-Hofreblühner „fett“ machte, oder ob das Verbrechen auf den Bundestelegraphenlinien oder auf denen der Leopoldina erfolgte. Sollte es auf den Linien geschehen sein, so empfehlen wir allen Geflügelmästern, ihr Viehzeug telegraphisch nach Rio zu senden, denn so schnell kriegen sie es mit dem Nudeln wahrhaftig nicht fett!

Rio, Dienstag, den 29. Aug.

— Die Meuterei der Kriegsschiffe im November vorigen Jahres war wieder einmal Gegenstand einer Gerichtsverhandlung. In der Rua Clapp besitzen Francisco Candido Moreira da Silva und Frau ein Haus, in dem das Hotel Royal betrieben wird. Dieses Haus wurde von einem Geschöß getroffen, das vom Meere her in der Richtung nach der Cobrainsel abgefeuert wurde. Der angerichtete Schaden war von Amts wegen auf 970 Milreis bemessen worden und die Besitzer des Hauses klagten gegen die Bundesregierung auf Auszahlung dieser Summe. Der Richter wies die Klage jedoch ab, mit der Begründung, daß die Regierung für den Schaden verantwortlich sei, den reguläre Truppen anrichten. Diese Begründung will uns nicht einleuchten. Haben denn die Matrosen mit der Meuterei aufgehört, reguläre Truppen zu sein? Dann hört wohl auch ein scheugewordenes Pferd, das durchgeht und dem Richter auf den Bauch trampelt, auf seinem Besitzer zu gehören, und der Richter kann sehen, wer ihm die Kurkosten bezahlt? Wir glauben, daß der Herr, der jenes Urteil fällte, mit einer derartigen Schlußfolgerung durchaus nicht einverstanden wäre! Außerdem wäre es Ehrenpflicht der Regierung, die durch Vorgänge innerhalb der Marine Privatpersonen entstandenen Schäden auch ohne Klage zu ersetzen, zumal jene Vorgänge nicht ohne Verschulden der vorgesetzten Behörden entstanden sind. Nach der Theorie jenes Richters brauchte die Regierung auch die Kohlen nicht zu bezahlen, die die Meuterer bei der Firma Lage durch „Zwangsanleihe“ entnommen haben. Man hat jedoch nicht gehört, daß die Regierung sich dessen geweigert oder daß die Firma nötig gehabt hätte, den Klageweg zu beschreiten. Dafür leben wir aber auch in einer demokratischen Republik, in der zwischen reich und arm, hoch und niedrig nicht der geringste Unterschied gemacht wird!

— Die Skandale reißen nicht ab. Am Sonnabend machte in seiner Wohnung in der Rua Barão de Itambé der Makler der Amortisationskasse, Alberto Alves Branco, einen Selbstmordversuch, indem er sich einen tiefen Messerstich in die Brust beibrachte. Er wurde in bedenklichem Zustande nach der Santa Casa gebracht. Mit Bestimmtheit ist der Beweggrund zu der Tat nicht bekannt, da von dem Selbstmordkandidaten eine Aufklärung nicht zu erlangen war. Alberto de Barros Franco war Gehilfe des Maklers José Antonio Gonçalves Agra Junior, nach dessen Tode er am 2. August d. J. zum Makler bestellt wurde. Er hatte eine Kautions von 50 Contos

hinterlegt. Im Finanzministerium knüpfte sich an den Selbstmordversuch das Gerücht von einer Unterschlagung im Betrage von rund 1000 Contos, die bei der Amortisationskasse durch unrechtmäßige Zahlungsleistung begangen worden sei. Der Finanzminister hat sich alsbald nach der Kasse begeben, um persönlich festzustellen, was vorliegt. Ueber das Ergebnis seines Besuches verlautet nichts. Von anderer Seite wird übrigens versichert, daß es sich nur um einige wenige Contos handle und daß der Hauptbeweggrund zu dem Selbstmordversuch in einer unglücklichen Liebe zu finden sei. Da aber gleichzeitig eine andere Betrügerei bei der Amortisationskasse spielt, in die Viriato Collaço und Genossen verwickelt sind, so liegt natürlich der Gedanke nahe, daß der Makler nicht aus unglücklicher Liebe sterben wollte.

Die Mode in Rio de Janeiro. Die Herren dürfen jetzt, wo der Sommer beginnt, keine Samthüte mehr tragen, auch wenn sie sich nicht unbedingt zu der Eleganz rechnen. Denn der weiche Samthut, der so in Mode gekommen ist, wurde nicht für die heißen Tage gemacht. Wer ihn beibehält, der macht sich lächerlich nur lächerlich, nichts weiter! Auch aus der Damentoilette wird der Samt verschwinden. Leider muß man zugeben, daß er in der vergangenen Woche zur großen Enttäuschung aller, die auf Chic etwas geben, noch recht häufig auf der Avenida zu sehen war. Wir sind ja so tolerant: aus Spießbürgertum und aus einem falschen Konservatismus. Unwillkürlich fühlt man sich versucht, zu fragen, warum der Herr, der seinen weichen Samthut ausführt, seinen dicken Wintermantel zu Hause läßt, und warum die Dame, die im Samtkostüm durch die Sonnenglut wandelt, nicht auch einen Pelzkragen unhängt? Doch die Mehrzahl unserer Damen ist vernünftiger gewesen: sie haben das Samtkostüm abgelegt und den Samtturban und sogar die entzückenden Santschulichen, die eine der reizvollsten Schöpfungen der letzten Mode waren. Schon hat wieder die Herrschaft der hellen, leichten, duftigen Toiletten begonnen, die die zarten Figuren der Fluminenserinnen wie ein Nebelschleier umwallen. In den Werkstätten und den Schaufenstern unserer großen Modebazare sind Modelle von liebreizender Leichtigkeit zu sehen, die die Künstlerhand verraten: alles Schwere wird in der neuen Saison verpönt sein. Schwer war der Samt gewesen und die Mode geht zur Abwechslung wieder einmal ins andere Extrem über. Auf den Trottoirs und den Strandpromenaden, in den Parks und den Kinematographen, beim Five o'clock und im Theater kann man die vollendete Eleganz bewundern, mit der die Carioca die hellen Sommertoiletten zu tragen versteht.

B. M.

— Der Kampf um die zu berufenden Marine-Instrukteure geht fort. Im „Jornal do Commercio“ schlägt ein Marineoffizier vor, den österreichischen Admiral Ludwig Ritter von Höhnel zu gewinnen. Dieser Offizier besitze alle Eigenschaften zu einem Reformator der brasilianischen Flotte. Zugleich sei eine Mißhelligkeit mit Deutschland vermieden, die sich einstellen könne, wenn die Instrukteure für die Landarmee Deutsche, für die Marine Engländer seien. Außerdem sei es recht fraglich, ob England zurzeit einen Admiral entbehren könne, während das für Oesterreich jedenfalls zutrefte.

— Die Union läßt ihren Besitz im Staate Minas Geraes aufnehmen und registrieren. Der Ingenieur Dr. Abel Ordeck wurde mit der Beaufsichtigung dieser Arbeiten beauftragt.

— Die deutsche Versicherungsgesellschaft Hansa in Hamburg wird bei der Bundeskasse 100 Contos in brasilianischen Staatspapieren als Sicherheit hinterlegen, um dann den Betrieb in Brasilien aufzu-

nehmen. Durch Bundesdekret Nr. 8861 vom 2. August 1911 ist sie zum Geschäftsbetrieb in Brasilien zugelassen.

— Der Deputierte Carlos Maximiliano hat im Bundeskongreß einen Gesetzesantrag eingebracht, der die Union ermächtigt, solchen Eisenbahnen, die durch die Einzelstaaten konzessioniert sind, finanzielle oder sonstige Beihilfen zu gewähren.

— Baron de Rio Branco erhielt von der brasilianischen Gesandtschaft in Rom ein Telegramm mit dem Inhalt, daß eine offizielle Veröffentlichung die Anzahl der Choleratodesfälle in der Zeit vom 6. bis 12. dieses Monats auf 624, in ganz Italien, feststelle. In Rom kamen 44 Fälle vor, davon 30 mit tödlichem Ausgang.

— Mit dem Dampfer „König Friedrich August“ trat am Sonnabend Herr Kommerzienrat Hermann Stoltz die Heimreise nach Hamburg an. Gegen 10 Uhr vormittags versammelten sich am Kai Pharoux zahlreiche Freunde und Bekannte des Herrn Kommerzienrats sowie die Abteilungschefs des Hauses Herm. Stoltz u. Co., um sich zu verabschieden. Herr Stoltz, der in Begleitung seines Sohnes und seiner Schwiegertochter erschien, dankte den Erschienenen sehr herzlich für ihre Aufmerksamkeit. Er sagte, daß es ihn ergreife, zu sehen, in welcher Weise er, der vor wenigen Wochen als nahezu Fremder gelandet sei, von allen Seiten mit Liebenswürdigkeiten überhäuft und wieviele Freundschaft ihm entgegengebracht wurde. Wir wiederholen die Wünsche für eine glückliche Reise, die wir dem Herrn Kommerzienrat mündlich übermittelten, auch an dieser Stelle.

— Unsere Hafenz Polizei läßt nachts immer den Hafen durch Polizeiboote abpatrouillieren, um Diebe und Schmuggler dingfest zu machen. Zuweilen hat sie damit Glück, zuweilen aber erwischt sie auch die Unrechten, wie vorgestern nacht. Als das Polizeiboote „Leoni Ramos“ die Runde machte, bemerkte die Wache hinter der Insel Pombeba, die dem Kai Pharoux gegenüberliegt, einen Nachen ohne Lichter und ohne Registernummer, der von zwei Männern mit Holzstücken an Stelle der Ruder fortbewegt wurde. Boot und Bemannung wurden nach dem Kai Pharoux gebracht. Auf der Hafenzwache erklärten die beiden Männer, Jacintho Nogueira und Manoel Barreirinho zu heißen und Angestellte der Firma Southerland & Co. zu sein. Der diensttuende Beamte steckte sie über Nacht ins Gefängnis und ließ sie am nächsten Morgen mit einem Vertreter jener Firma konferieren. Dieser erkannte sie und bestätigte ihre Angaben. Auf die Frage, wieso das Boot in jenem Zustande fuhr, erwiderte der Vertreter der Firma, das Fahrzeug sei erst vor wenigen Tagen von der Werft gekommen. Daraufhin erfolgte die Freilassung der Verhafteten und die Freigabe des Nachens. Unseres Erachtens hätte die Hafenz Polizei sich nicht so schnell zufrieden geben dürfen, denn es bleibt immerhin auffällig, daß die beiden Angestellten der Firma Southerland so heimlich und ohne Ruder fahren. Was hatten sie nachts im Hafen zu suchen?

— Die Londoner Firma Rothschild hat dem Direktor des „Jornal do Commercio“, Dr. José Carlos Rodrigues, ein Telegramm von der Länge eines ansehnlichen Briefes übersandt, in dem sie ihn zu der Uebernahme der Präsidentschaft des Lloyd Brasileiro beglückwünscht und ihm ihre Unterstützung anbietet. Sie spricht dabei die Hoffnung aus, daß seine Wahl die Erhaltung des Lloyd als brasilianische Unternehmung bedente und fügt hinzu, „daß es ihr sehr weh tun würde, die größte brasilianische Handelsflotte unter ausländische Flagge kommen zu sehen.“ Die Rothschilds mögen ihre Gründe haben, weshalb es ihnen weh tun würde. Aber man sollte

nicht glauben, daß es lusobrasilische Blätter gibt, die diese Wahlleidigkeit ernsthaft als einen Ausdruck patriotischen Empfindens ansehen. Als ob ein Mitglied der internationalen Finanzmächte, des Hauses Rothschild, schon jemals patriotisch empfunden hätte, und obendrein noch für ein Lot, in dem keiner des Hauses seinen Sitz hat! Man muß sehr naiv sein oder aber aus bestimmten Gründen nicht sehen wollen, um dergleichen für bare Münze zu nehmen. Wenn die Londoner Rothschilds an unsere Präsidenten Ermahnungstelegramme richten, so ist das für das brasilische Nationalgefühl zwar nicht gerade erhebend, aber es ist in all seiner Insolenz schließlich doch verständlich, da das Rothschild'sche Kapital stark an unserer vernünftigen Finanzgebarung interessiert ist. Aber wenn die Herrschaften anfangen, ihre nackten Geldinteressen mit einem brasilianischen Mäntelehen zu umhängen, so wirkt das in seiner Durchsichtigkeit einfach widerlich und sollte darum auch von unserer Presse gebührend gewürdigt werden. Dem Interesse des Landes ist durchaus nicht gedient, wenn der Lloyd nicht in ausländische Verwaltung kommt — das kann ja ruhig in der Form einer im Inlande konstituierten und von naturalisierten Ausländern geleiteten Gesellschaft geschehen — denn die Unfähigkeit der Lusobrasilianer, die große Rhederei zu verwalten, schädigt Handel und Verkehr aufs schwerste. Diese unsere eigenen Interessen aber müssen uns wichtiger sein als die Rothschild'schen, selbst wenn diese in patriotischer, die Nationaleitelkeit kitzelnder Form vertreten werden!

— Der Sommer naht und in Bälde wird ein großer Teil unserer wohlhabenden Bevölkerung daran denken, Petropolis aufzusuchen. Und die Leopoldina? Als Herr Nilo Peçanha Präsident war, schloß er mit der Gesellschaft einen neuen Vertrag ab, demzufolge sie die Fahrpreise nach Petropolis herabsetzen, die Endstation in die Stadt verlegen und den elektrischen Betrieb einführen sollte. Die Fahrpreise hat sie herabgesetzt. Die Endstation hat sie verlegt, aber nicht in die Stadt, sondern nach der Praia Formosa, die soweit abliegt, daß gerade diejenigen, die Petropolis frequentieren, nämlich die Bewohner von Botafogo, nach dem Bahnhof ungefähr dieselbe Zeit brauchen, wie vom Bahnhof nach der Bergstadt! Und von der Elektrisierung hört man überhaupt nichts. Sollte es nicht an der Zeit sein, daß die Regierung einmal eine etwas energischere Sprache mit der Gesellschaft redet?

Aus den Bundesstaaten.

Vom 23. August.

Minas. Die Franzosen arbeiten mit allen Mitteln unablässig an der finanziellen und wirtschaftlichen Beherrschung von Minas. Nunmehr kommt auch ein Redakteur des „Temps“ von Paris nach Bello Horizonte.

— Die Zentralbahn wird von der Station Curvalinho im Munizip Curvello eine Zweigbahn nach Paracatu bauen.

Rio Grande do Sul. In S. Borja spielten sich wahre Greuelszenen ab. Im Hause des Herrn Pedro de Avila stahl eine Räuberbande alles Geld, das sich im Hause vorfand. Sie schändeten die Mädchen im Hause und mißhandelten die Frauen. Sodann machten sie sich über einen Herrn Theodoro Gomes de Oliveira her, der scheußlich hingenor-det wurde. Auch seine 3 Töchter wurden verwundet. Die Frau lag im Bett und wartete auf ihre Entbindung. Vor Schreck wurde sie wahnsinnig. Der Hausherr Pedro Avila selbst wurde von den Ban-

diten geknebelt und gefoltert. Theodoro de Oliveira hatte kurz vorher in die Dörrfleischfabrik des Coronel João Francisco, einer keineswegs angesehenen Persönlichkeit, ein großes Gespann von Zugpferden verkauft. Der Freund und Zuträger des Coronel, ein gewisser João Nogueira, hatte den Handel abzuschließen und mußte die Pferde trotz allen Feilschens bar bezahlen. Nogueira, ein übel berüchtigtes, wegen Falschmünzerei bereits vorbestraftes Subjekt, geriet mit Theodoro de Oliveira in Streit und ist wohl auch der Täter. Denn die Banditen verlangten von dem Hausherrn zu wissen, wo Oliveira das Geld aus dem Verkauf aufbewahrt habe und sie ließen auch verschentlich am Tatorte einen Brief aus Sant' Anna do Livramento an João Nogueira zurück. Die Polizei fand im Saladero des Herrn Coronel noch eine ganze Reihe von Pferden, welche dem Ermordeten gehörten. In S. Thomé wurde ferner ein Schwarzer namens Cogotte aufgegriffen. Er trug den Ueberrock des Ermordeten. Sein Hemd wies auch Blutspuren auf.

Vom 25. August.

Minas. Im Munizip Guaxupè, und zwar in dem „Pratinha“ genannten Flecken haben die Herren Roñero, Guarjão und Mornier eine Musterfazenda eingerichtet, auf welcher hauptsächlich Viehzucht im großen Stile betrieben werden soll.

Vom 26. August.

Parana. Die Bundesregierung kaufte durch Hrn. Dr. Oliveira Franco in der Umgebung von Victoria ausgedehnte Ländereien an, um dort neue Kolonien zu errichten.

— In Lagoa das Almas bei Lapa ist das große Matélager und das Wohnhaus des Herrn Ermelino de Mello niedergebrannt. Auch der benachbarte Syrier Miguel José erlitt großen Schaden.

— Im September werden die Sägewerksbesitzer von Parana in Ponta Grossa eine Konferenz abhalten. Es soll eine Genossenschaft für die Sägereien im Westen des Landes gegründet werden.

— In Ponta Grossa erschöß ein gewisser August Müller den Advokaten Dr. Miguel Omena, der in einem Prozeß die Gegenpartei vertreten und zum Siege geführt hatte. In Palmital wurde ein Makler von Colombo, Herr Thomas Lisboa gleichfalls ermordet.

Santa Catharina. Vor einigen Tagen mußte ein Dampfer des Lloyd Brasileiro wegen Maschinendefekt nach Montevideo zurückkehren. Gestern passierte das gleiche dem Lloydampfer „Saturno“. Wegen Maschinenhavarie suchte er den Hafen von S. Francisco auf.

Vom 29. August.

Parana. Der Coronel Jordão do Couto e Silva hat nunmehr den Verkauf seiner Fazenda Morungaba an die Companhia Sumer in Curityba verbrieft lassen. Der Kaufpreis betrug 1600 Contos. 150 Contos sind an den Staatsschatz von Parana abgeführt worden.

Telegramme der Woche

Deutschland.

— An der Berliner Börse wurde gestern das Gerücht verbreitet, daß, zufolge Mitteilungen der Wiener „Neuen Freien Presse“, welche unter den Zeitungen der österreichischen Residenzstadt einen hervorragenden Platz einnimmt, die Verhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich wegen der Marokko-Angelegenheit gescheitert seien. Diese Meldung rief natürlich ungeheures Aufsehen hervor und wirkte lähmend auf das ganze Geschäft. Die Börse zeigte denn auch sofort eine matte Haltung

auf allen Märkten. Die Nachmittagsblätter stellten dann später fest, daß die „Neue Freie Presse“ die Mitteilung überhaupt nicht gebracht habe und daß das ausgesprengte Gerücht nichts weiter als eine Erfindung der Baisse-Spekulanten war.

— Der französische Gesandte am Berliner Hofe Herr Jules Cambon unterbreitete seiner Regierung die Vorschläge Deutschlands in Bezug auf die Lösung des Zwischenfalles von Agadir. Deutschland beansprucht hiernach hauptsächlich die Ueberlassung einiger Landstriche des französischen Kongo-Gebietes. Die deutsche Regierung betrachtet die Annahme dieser Vorschläge als Bedingung für die weitere Fortsetzung der Verhandlungen und als ihre Mindestforderung zur friedlichen Beilegung der Marokko-Angelegenheit.

— Noch nicht zwei Monate sind seit dem deutsch-schweizer Zwischenfall an der Grenze beider Länder verflossen und schon wieder wird von einem neuen, allerdings weniger bedeutenden Uebergriff schweizer Gendarmen berichtet. Zwei derselben verfolgten zwei des Mordes angeklagte Individuen, überschritten hinter denselben die Grenze und verhafteten sie, als sie sich bereits auf deutschem Gebiete befanden. Als sie mit ihren Arrestanten zurückkehrten, trafen sie zwei deutsche Gendarmen, welche sie über ihr Vorgehen zur Rede stellten und sie aufforderten, ihnen die Gefangenen auszuliefern. Die Schweizer leisteten dieser Aufforderung keine Folge und begaben sich mit den Gefangenen auf Schweizergebiet zurück. Auf Reklamation von diplomatischer Seite aus, wurden die beiden schweizer Gendarmen bestraft und der deutschen Regierung die notwendigen Entschuldigungen übermittle.

— Aus Frankfurt am Main wird gemeldet, daß der brasilianische Arzt Dr. Werneck Machado vom Professor Ehrlich mit der größten Liebeshwürdigkeit empfangen wurde und daß er ihm weitgehendste Erklärungen über die Fortschritte, welche er in neuester Zeit mit seinem Präparat 606 gemacht hat, abgab.

— Die Wiener Allgemeine Zeitung“ wußte von einer großen Auseinandersetzung zwischen Deutschland, Frankreich und Spanien zu berichten. Danach teilen sich Frankreich und Spanien ohne Deutschland in Marokko. Beide halten aber Deutschland schadlos. Spanien tritt die Insel Fernando Po (vor Kamerun, bekannt durch Reichtum an Oelpalmen und Erzen) und den Rio del Muni (südlich an Marokko angrenzend, von geringem wirtschaftlichen Wert, jedoch mit Golderzstätten) in Spanisch-Guinea an Deutschland ab, Frankreich dagegen den französischen Kongo. Diese Nachricht wird nun von Berlin aus als freie Kombination bezeichnet.

— In Paris haben die beteiligten Ministerien und die französischen Botschafter ein Memorandum ausgearbeitet, das als Grundlage für die deutschmarokkanischen Verhandlungen dienen soll. Es nahmen teil Caillaux, Ministerpräsident, J. d. Selves, Minister des Aeußeren, J. Cruppi, der frühere Minister des Aeußeren und jetzige Justizminister, Jules Cambon, sein Bruder Paul Cambon und Camillo Barrère, die französischen Botschafter in Berlin, London und Italien. Zu einigen Sitzungen hatte sich auch der Generalstabschef Lebrun eingefunden. Lebrun ist, als die Ereignisse drohenden Charakter annahmen, an die französische Ostgrenze berufen worden, um im Falle eines Krieges mit Deutschland als Generalstabschef zu fungieren. In den letzten Tagen ist er nach Paris zurückgekehrt. Auf Grund des Memorandums sollen die Verhandlungen mit Kiderlen-Waechter wieder aufgenommen werden.

— Die „Kölnische Zeitung“ sagte gestern in einem Artikel, Deutschland könne mit Seelenruhe die Lösung der Marokkofrage abwarten. Für Deutschland

ist die Lösung der gefährlichen Lage gar nicht dringend.

— Ingenieur Richter ist von den Räubern freigelassen worden. Man fand ihn an der griechisch-türkischen Grenze. Er wird nach Saloniki zurückkehren.

— Deutschland wird von einer großen Streikbewegung betroffen. Im vorigen Jahre wurde das Baugewerbe durch einen Riesenstreik und durch eine Aussperrung lahm gelegt. Heuer kommen die Metallarbeiter daran. In Berlin haben 2000 Arbeiter in den Elektrizitätswerken die Arbeit niedergelegt. Auch in Thüringen sind allenthalben Lohnbewegungen im Gange. Auf Verlangen der Thüringischen Industriellen findet jetzt eine allgemeine Aussperrung der Metallarbeiter in ganz Deutschland statt. Die Gewerkschaft der Metallarbeiter zählt in Deutschland nahe an 400.000 Mitglieder. Dazu kommen noch die Nichtorganisierten, die Hirschdunkerschen und christlich Organisierten, sowie die in den letzten Jahren stark angewachsenen gelben Vereine. Im vorigen Jahre ist der Bauarbeiterstreik durch die Vorsitzenden der Gewerbeberichte Berlin und München beigelegt worden.

— Die „Deutsche Montags-Zeitung“ veröffentlicht einen Brief, den der Ex-König D. Manuel von Portugal an einen englischen Financier, seinen Freund, richtete. In demselben heißt es: „Es wäre kindlich jetzt die Hoffnung aufzugeben, wo meine tapferen Freunde täglich mehr Boden gewinnen. Wie man mir mitteilt, hat ganz Portugal die revolutionäre Regierung, welche jetzt am Ruder ist, über. Bis vor kurzem nannte man mich Ex-König, jetzt nennen mich alle Zeitungen, auch die sozialistischen, König D. Manuel. Die Regierung besitzt keine aufrichtigen und opferfähigen Freunde. Kein Land ist für eine monarchistische Regierung so geeignet, wie Portugal. D. Manuel fügt hinzu, daß er für die Wiederherstellung der Monarchie in Portugal nicht mit der Unterstützung Englands rechne. Dieses macht sein Geschäft und will seinen Einfluß, den es in Portugal besitzt, nicht verlieren. Letzteres ist heute abhängiger von ihm, als früher, denn der republikanische Staatsschatz empfängt das englische Geld heute indirekt, ohne Kolonialpolitik. England erkennt übrigens an, daß weder ich, noch meine Vorgänger für die schlechte Finanzwirtschaft verantwortlich sind, aus der es selbst Vorteil zieht. Die Schuld daran kann man nur einer fatalen Verkettung von Umständen geben, die sich im Lande vollzogen haben. D. Manuel schließt seinen Brief mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß Kaiser Wilhelm ihm zur Wiedererlangung des portugiesischen Thrones behilflich sein werde. Die „Deutsche Montags-Zeitung“ verbürgt sich für die Echtheit dieses Briefes.

— Die sächsische Eisenindustrie sperrt 60 Prozent ihrer Arbeiterschaft aus.

— Die französischen Minister und Botschafter haben am 23. August ihre Vorschläge für die weiteren Verhandlungen in der Marokkoaffäre endgültig redigiert. Jules Cambon wird nunmehr nach Berlin zurückkehren und Herrn von Kiderlen-Waechter diese Vorschläge unterbreiten.

— Auf der kaiserlichen Werft in Wilhelmshafen wurde gestern der kleine Kreuzer „Straßburg“ mit vollem Erfolg von Stapel gelassen.

— Die Zigarrenmacher in Berlin verlangen höhere Löhne und drohen im Falle der Verweigerung mit einem Streik.

— Die Schiffslader in Bremen erklärten sich nach dem Vorgang der Hamburger mit den englischen Dockarbeitern solidarisch und verweigern die Arbeit auf Schiffen, die aus England kommen.

— Der bekannte medizinische Forscher Stabsarzt Hoffmann vom Institut für Infektionskrankheiten in Berlin fand einen Weg, den Erreger der Syphilis in wirksamer Weise Kaninchen einzupflanzen. Bisher wurde die Syphilis nur an Menschen und menschenähnlichen Affen als echtes Krank-

heitsbild studiert. Die Hühnerspirillose bei brasilianischem Geflügel und die Syphilis der Hasen sind wohl ähnliche Erkrankungen, unterscheiden sich aber doch stark von der venerischen Krankheit des Menschen. Die Entdeckung Hoffmanns besitzt eine außerordentliche Tragweite. Sie ermöglicht das Tierexperiment im großen Maßstabe. Das Affenmaterial war zu selten, zu teuer und zu schwer zu beobachten. Auch wird die Diagnose bedeutend erleichtert, es kann jetzt viel leichter nachgewiesen werden, ob der spezifische Syphiliserreger, die Spirochaeta pallida vorhanden ist oder nur andere minder gefährliche Spirochaeten.

— Die Gattin eines deutschen Generals, die Telegramme bringen den Namen Isenbart, überreichte dem Deutschen Kaiser 2 Millionen Mark als Beitrag zu einem Rekonvaleszentenheim für deutsche Offiziere.

— Der deutsche Archäologieprofessor Schulte hat bei Rambla in Spanien ein großes Römerlager entdeckt mit vorzüglich erhaltenen Wällen, Laufgräben und Befestigungen. In solcher Ausdehnung und guter Erhaltung ist bisher noch kein römisches Militärlager der Wissenschaft bekannt geworden. Das deutsche archäologische Institut stellt Professor Schulte die nötigen Mittel zu seinen Ausgrabungen zur Verfügung.

— Während eines Gottesdienstes in der Kirche zu Diniew bei Posen brach eine Säule zusammen. Das Dach der Kirche stürzte herab und begrub unter sich die Andächtigen. 23 Personen sind tot, 59 verwundet.

— Die Kanonenfabrik Krupp in Essen hat ein neues Geschütz zur Zerstörung von lenkbaren Luftballons und Flugzeugen erfunden. Die Kugel ist verhältnismäßig leicht und läßt eine Rauchsäule hinter sich, die das Zielen erleichtern soll.

— Die konsequente, entschlossene Politik Deutschlands beginnt ihre Früchte zu tragen. Alle Großmächte lehnten es ab, in der Marokkotrage zu intervenieren, auch da, wo einzelne Staatsmänner Lust dazu hatten. Auf diese Weise hat es Deutschland mit dem wesentlich schwächeren Frankreich allein zu tun. Sehr deutlich hat Deutschland namentlich den Konferenzvorschlägen abgewunken. Nunmehr rät sogar die englische offizielle Zeitung „Westminster Gazette“ in ihrer gestrigen Ausgabe den Franzosen, an Deutschland würdige und ausreichende Konzessionen zu machen. England müsse das als Freund Frankreichs befürworten. Das ist zugleich eine goldene Brücke für die französischen Minister, welche nun gegenüber der öffentlichen Meinung auf dieses wichtige Dokument hinweisen können, wenn die Entschädigungen zu groß ausfallen, als sie der nationalen Eitelkeit in Frankreich lieb sind. Bisher war in Paris davon die Rede, daß die neu ausgearbeiteten Vorschläge das äußerste Maß von Entgegenkommen seien. Die Presse gebrauchte das naheliegende Wort Ultimatum, das zugleich eine Drohung für Deutschland in sich schließen würde. Die französische Regierung beeilt sich zu versichern, daß von einem Ultimatum keine Rede sein könne. Es sei nur eine neue Basis für die neuen Verhandlungen gegeben, die in freundschaftlichster Weise geführt werden sollen.

— Bei den großen Rennen in Baden-Baden trug das deutsche Pferd Royal Flowes den Fürstenbergpokal und die 50.000 Mark gegen die französische Stute Ecaille nach Hause.

— Der Direktor der Treptower Bank wurde wegen Unterschlagungen verhaftet.

— Die englischen und französischen Meldungen, daß die deutschen Geschäftsleute Tarnadant verlassen hätten, sind falsch.

Oesterreich-Ungarn.

— Nachrichten aus Triest melden, daß die dor-



tigen Straßenbahnangestellten in den Ausstand getreten sind.

— In Ungarn, die Kabel melden als Ort des Ereignisses Szegreß-Zanbart, wurden bei einem Zugzusammenstoß 6 Personen getötet und 10 verwundet.

— Der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand hatte in Prag einen Unfall mit dem Automobil, hierbei wurde er am Ohr leicht verletzt.

— Auf einem Bauernball in Freibach in Tirol kam es zwischen den einheimischen Burschen und ungarischen Arbeitern zu einer regelrechten Schlacht mit Messern und Revolvern. Zwei der Ballbesucher wurden getötet und eine ganze Anzahl schwer verwundet.

— Der Schauplatz des Eisenbahnunglücks in Ungarn, das wir letzthin meldeten und bei dem 6 Personen getötet, 10 schwer verwundet wurden, ist Szeves Szombat.

Italien.

— Die Ernte in Italien fällt sehr gut aus. Der Weizen gab gute Ertragnisse. Auch die Wein- und Olivenernte wird reichlich ausfallen.

— In Neapel streiken die Straßenbahnangestellten.

— Aus der Lombardei werden schwere Gewitter mit Hagel und Blitzschlägen gemeldet.

— In Carrara sind 10.000 Marmorarbeiter in Ausstand getreten, weil ihnen kein höherer Lohn bewilligt wurde. Darauf antworteten die Steinbruchbesitzer und die Fabriken mit einer Aussperrung, so daß weitere 10.000 Arbeiter beschäftigungslos sind.

— Der große Streik der Metallarbeiter von Piombino und Porto Ferrario dauert fort. Die Hochofenbesitzer wollen ihre Etablissemments jetzt ganz schließen.

— Aus der Provinz Sandrio werden große Ueberschwemmungen gemeldet. Militär ist zu Hilfe geeilt und hält den notwendigsten Verkehr durch Boote aufrecht.

— Der Bericht der argentinischen Konsuln in Italien, daß allein vom 1.—5. August in Italien über 1000 Cholerafälle festgestellt wurden, klingt vereinzelt. Die Telegraphenzensur läßt keine Mitteilungen über die Cholera ins Ausland zu. Aus Livorno wird gedrahtet, daß die Gesundheitsverhältnisse dort sehr befriedigend seien, nur — die Wasserleitung ist verseucht. Die Bevölkerung der Großstadt erhält ihr Trinkwasser durch die Eisenbahn und durch Schiffe. Es kam bereits zu Unruhen.

— Mailand und seine Umgebung wurden neuerdings durch heftige Stürme mit Wolkenbruch und Hagelschlag schwer heimgesucht. Auch viele Menschenverluste sind zu beklagen.

— Der neue Nuntius für Brasilien, Herr Giuseppe Aversa, wird im Herbst nach Rio de Janeiro abreisen.

— In Italien wurde ein Auswanderer-Beirat nach deutschem Muster geschaffen.

— Nachrichten über die Cholera läßt Italien nicht zu. Die Telegramme der fremden diplomatischen Vertreter kann es jedoch nicht verändern oder zurückhalten. Der argentinische Gesandte in Rom, Herr Epifanio Portela, ist in der Lage mitzuteilen, daß auch in der vergangenen Woche die Krankheit unvermindert ihre Opfer forderte, ja sogar noch wächst. 1700 Cholerafälle wurden in dieser einzigen Woche in Italien angemeldet, volle 650 davon führten zum Tode.

— Vorgestern wurde Italien abermals von sehr schweren Stürmen heimgesucht, welche großen Schaden verursachten und die ganze Reisernte vernichteten. Am meisten litt diesmal die Gegend von Novara und Vercelli.

— Einen ergötzlichen Zwischenfall im argentinisch-italienischen Streit bilden einige Zeitungsartikel hüben und drüben. Argentinische Blätter meinten, Italien kontrolliere, ja verbiete die Einfuhr von Rindfleisch aus Argentinien. Dieses Land könne also auch die Einwanderung von Italienern nach Argentinien kontrollieren und eventuell zurückwei-

sen. Italien brauche deswegen nicht gleich die gesamte Auswanderung verbieten. Die offiziöse römische Tribuna weist mit beißendem Spott auf diese argentinische Auffassung hin und nennt sie direkt komisch. Der Handel in Rindfleisch sei ja recht gut organisiert, aber der Artikel Menschenfleisch sei noch nicht recht marktgängig und es gehe wohl nicht an, Menschenfleisch in eine Beziehung zu Rindfleisch zu setzen.

Frankreich.

— Am 21. d. M. wurde im Louvre-Museum in Paris das Gemälde „Gioconda“ von Leonardo da Vinci gestohlen. Die Polizei bietet alles auf, um die Urheber des geheimnisvollen Diebstahls, der fast unmöglich erscheint, zu entdecken. Auf den Boulevards hat die Nachricht das Publikum in die größte Aufregung versetzt, und der Diebstahl im Louvre beschäftigt die öffentliche Meinung augenblicklich noch stärker, als die Marokko-Frage. Das Bild „Gioconda“ ist eines der wertvollsten in der berühmten Sammlung des Louvre-Museums und hing in dem sogenannten „viereckigen Saal“. Man glaubt, daß der Dieb das Bild heruntergenommen, sich im Korridor versteckt und dort aus dem Rahmen genommen hat, welchen er in einer Ecke bei einer Tür zurückließ, und sich dann entfernte. Als die Wächter den Diebstahl bemerkten, schlugen sie sofort Lärm und alle Zu- und Ausgänge des Museums, in welchem sich gerade ungefähr 300 Besucher, größtenteils fremde Touristen, befanden, wurden geschlossen. Einige Zeitungen veröffentlichten das Vorkommnis in Extra-Blättern.

— De Selves verlangt, in das Memorandum für die Erledigung des Marokkokonflikts möge die Klausel aufgenommen werden, Deutschland habe sich künftig jedes Vorgehens, ähnlich wie im Agadirfalle zu enthalten. Die übrigen Minister und die Botschafter wollen von einer so naiven Bestimmung nichts wissen und der Minister des Aeußern droht deshalb mit seiner Demission. (1870 wurde auch von Preußen verlangt, für die Zukunft nie mehr zuzulassen, daß ein Hohenzollernprinz im Wege der Heirat oder der Volkswahl auf den spanischen Thron käme. Derartige Einschränkungen in der persönlichen Bewegungsfreiheit der Staatslenker sind ganz aus der Mode gekommen und nehmen den Charakter einer Demütigung an. Der entschiedene Widerstand der französischen Botschafter ist daher begreiflich. Uebrigens sagt die französische Presse de Selves schon in seiner früheren Stellung als Polizeichef von Paris viele derartige naive Streiche zu.)

— „Figaro“ macht den verrückten Vorschlag, Lothringen gegen den französischen Kongo einzutauschen. Einen europäischen Krieg sei Marokko nicht wert. Der „Temps“ meint, zum Kriege werde es niemals kommen, auch wenn die Verhandlungen mit Deutschland scheitern.

— Aus der französischen Kolonie Dakar in Westafrika werden Fälle von Gelbfieber gemeldet.

— Die französischen Manöver sind abgesagt worden.

— Am 10. Oktober beginnt in Paris die internationale Sanitätskonferenz.

England.

— In London trafen Nachrichten ein, die schwere Ausschreitungen in Ebbyvale (?) Rhymney und Fredesgar(?) melden, woselbst verschiedene in israelitischem Besitz befindliche Geschäftshäuser angegriffen wurden. Die Polizei schritt mit blanker Waffe ein und verwundete eine ganze Reihe von Personen mehr oder weniger schwer, die dann in die Hospitäler überführt wurden.

— In Swansea begannen die Eisenbahnarbeiter von neuem die Arbeit niederzulegen und zwar aus dem Grunde, weil eine große Anzahl Ausständiger nicht wieder zur Arbeit zugelassen wurde. Die Arbeiten am Pier wurden eingestellt. Die North Eastern

Eisenbahn kann ihren Dienst in New-Castle nur unregelmäßig bewerkstelligen. In Nottingham ist der Streik bei der Midland-Eisenbahn ebenfalls noch nicht beendet. In Liverpool haben die Arbeiter ihre Rückkehr zur Arbeit vorläufig noch verschoben.

— Im Gegensatz zu den bisherigen Meldungen aus Mogador, in Marokko, wissen die Engländer aus Tanger (wo die englischen Zeitungskorrespondenten sitzen) zu melden, daß die marokkanischen Stämme vom Kaid die Austreibung der Europäer, insbes. die Beseitigung der Mannesmannschen Unternehmungen verlangen, widrigenfalls ganz Mogador zerstört würde. Dem gegenüber sei darauf hingewiesen, daß englische Sensationsmeldungen aus Marokko bisher stets sich als falsch erwiesen haben.

— Vom 9. September 1911 ab wird zwischen London, Hendon und Windsor ein regelmäßiger täglicher Postdienst mit Luftfahrzeugen eingerichtet.

— Englische Nachrichten aus Persien besagen, daß der im Geheimen von Rußland unterstützte Exschah Mohamed Ali Mirza mit seinen Truppen von den persischen Regierungstruppen umzingelt sei, und daß letztere auch die Häfen am Kaspischen Meer besetzt haben. Russische Meldungen wissen vom Gegenteil, von Siegen des Exschah zu melden. Der Abschluß des deutsch-russischen Defensivbündnisses gibt Rußland freie Hand in Persien und England sieht deswegen den kommenden Ereignissen in diesem Lande mit Beunruhigung entgegen.

— In Japan ist eine Ministerkrise eingebrochen. Das gesamte Ministerium will abdanken.

— Die englischen Manöver sind wegen der grossen Hitze und wegen Futtermangels abgesagt worden. Private Meldungen wissen auch von einem Leutemangel zu berichten.

— Die Trambahngesellschaften in Liverpool und an anderen Orten nahmen die Arbeiter bedingungslos auf und gewährte ihnen die höheren Löhne. Auch die Lagerhausbesitzer kommen den Dockarbeitern und Fuhrleuten jetzt entgegen. Das Streikkomitee hat deshalb allen streikenden Arbeitern zur Wiederaufnahme der Arbeit geraten.

— Sämtliche Blätter berichten, daß ein auf der Themse zum Auslaufen nach einem kontinentalen Hafen bereites Schiff, als es die Anker lichten wollte von den Behörden zurückgehalten wurde. Es soll sich dabei um die Angelegenheiten eines entthronten Monarchen handeln, welcher sicher kein anderer als D. Manuel II. ist, von dem Gerüchte im Umlauf waren, daß er die Wiedererlangung der portugiesischen Krone anstrebe. Das Eingreifen der Behörde wurde mit der Behauptung begründet, daß England sich nicht in die inneren Angelegenheiten eines anderen Landes einmische. Aus gleichem Grunde wurde das Auslaufen eines anderen Dampfers in Barrow in Furness (?) verhindert.

Spanien.

— Zwischen Spanien und Argentinien wird eine neue Schifffahrtlinie eingerichtet. Ausgangshafen soll Coruna werden. Der Dienst wird zunächst mit zwei großen in England angekauften Schiffen beginnen.

— Vor den spanischen Presidios in Marokko kreuzen beständig französische Kriegsschiffe. Die spanischen Blätter sagen, es sehe gerade so aus, als wenn Frankreich zum Kriege rüste.

Portugal.

— Der Staatskongreß genehmigte die Einleitung einer Untersuchung über die Vorschüsse der Staatskasse an das Königshaus unter dem monarchischen Regime. Die Braganças haben im ganzen, soweit bis jetzt festgestellt werden konnte, 4938 portugiesische Contos vom Staate „geliehen“. Auch von Privatpersonen hat das Königshaus Geld aufgenommen. In der Kammer wurde ein Antrag eingereicht, die Einkünfte der Dynastie zu beschlagnahmen, bis die Schuld an den Staat getilgt sei.

— Die streikenden Arbeiter der Gerberei in Caranujo steckten die Fabrik in Brand und verhinderten dann die

Feurwehr am Löschen. Der Conde de Silvas, der Eigentümer der großen Werke erleidet einen Schaden von mehreren Millionen. Auch zahlreiche Wohngebäude wurden eingeeäschert.

— In Miranda do Corvo gerieten sich am letzten Sonntage die Wallfahrer in die Haare. Zwei von ihnen wurden getötet und eine ganze Reihe schwer verwundet.

— Vorgestern mittag wählte die neue portugiesische Kammer den ersten verfassungsmäßigen Präsidenten. 217 Deputierte waren anwesend und verfolgten, ebenso wie die Galerie, mit größter Spannung den Wahlgang. Als der Kammerpräsident Dr. Anselmo Braancamp Freire die vollzogene Wahl des Dr. Manuel Arriaga zum Präsidenten der Republik verkündete, brach im ganzen Hause ein gewaltiger Beifallssturm los. Arriaga leistete sofort den Eid auf die Verfassung. Er hielt eine Ansprache, in welcher er seinen Glauben an die Wiedergeburt des Landes betonte. Er mußte dann auf dem Balkon des Hauses und bei seiner Ankunft im Palast von Belem nochmals das Wort ergreifen, um vor der großen Volksmenge sein verfassungstreues, demokratisches und fortschrittliches Programm kurz darzulegen. Ueberall wurde er geradezu stürmisch begrüßt.

— Das bisherige Ministerium legte nach dem vorbereiteten Programm seine Demission vor. Arriaga nahm sie aber nicht an und bestätigte Theophilo Braga und die übrigen Minister in ihren Aemtern.

— Der Brand der großen Lederfabrik in Villarinho dauert noch fort und dehnt sich auf die Nachbarschaft aus. Zwei Fabriken und 14 Wohnhäuser sind bis jetzt dem Feuer zum Opfer gefallen. Die streikenden Arbeiter widersetzten sich der Verhaftung von 12 ihrer Kollegen, welche von der Polizei als Brandstifter angesehen werden und drohen mit dem Generalstreik im ganzen Lande. Truppen müssen die Ordnung aufrecht erhalten. Der Schaden wird bis jetzt auf 7000 portugiesische Contos geschätzt.

— Die Bark „Hydra“ ist bei einem Sturm an der chilenischen Küste mit Mann und Maus untergegangen.

Vereinigte Staaten.

— Zu Propagandazwecken für den Export nordamerikanischer Erzeugnisse soll im Monat November ein Schiff, mit einer Ausstellung der in Frage kommenden Artikel an Bord, eine Rundreise machen, die sich auf die Häfen Zentral- und Süd-Amerikas, einschließlich Brasiliens und Argentiniens erstrecken wird. Es ist möglich, daß das Schiff dann später nach den Ländern des fernen Ostens gehen und via Suez-Kanal nach dem Mittelländischen Meere zurückkehren wird.

— In Richmond begannen Dienstag die Verhandlungen gegen Henry Beatti, welcher angeklagt ist, seine Gattin auf einer Automobilfahrt ermordet zu haben. Die Hauptzeugen sind die Geliebte des Angeklagten Frau Benlugh Binford und ein Vetter der Ermordeten Paul Beattie. Das Publikum legt ein großes Interesse für die Verhandlungen an den Tag, und füllte den Gerichtssaal bis auf den letzten Platz.

— Von New York wird berichtet, daß der Flieger Atwood den Welt-Rekord für Distanzen geschlagen hat. Derselbe war 11 Tage von St. Louis nach New York unterwegs und ist in dieser Zeit achtmal ab- und wieder aufgestiegen, das letzte Mal in Nyak 25 Meilen von New York entfernt, wegen einer Motorstörung.

— In Santa Cruz de Marchica bei Mogador in Marokko errichten die Franzosen eine Faktorei. Hierauf werden sie unter dem Befehl des Obersten Burguete eine Truppenmacht nach Mogador legen.

Argentinien.

— Die „Nacion“ machte gestern eine Entdeckung, die einigermaßen überraschend kommt. Sie verweist zunächst auf die schon bekannte Tatsache, daß im Jahre 1910 in Argentinien 289.624 Arbeiter einwan-

Gaixa Mutua de Pensões Vitalicias

Älteste Unterstützungskasse in Brasilien
Depot von 200:000\$000 als Garantie
beim Bundesschatz

Hauptsitz Travessa da Sé (Eig. Gebäude) **São Paulo** || **Filiale** Rua José Mauricio 115 sobr. **Rio de Janeiro**

530 Korrespondenten verteilt über alle Staaten Brasiliens
 Gezeichnetes Kapital 16,225:700\$000
 Immobilien-Fonds 2459:400\$000
 Eingetragene Mitglieder bis zum 19. dieses Monats 56 854

Pensionen:

<p>ABTEILUNG A Monatliche Einzahlungen von 1\$500 während 20 Jahre geben das Recht auf eine lebenslängliche Pension Statuten etc. werden auf Verlangen gratis abgegeben.</p>	<p>ABTEILUNG B. Durch monatliche Einzahlungen von 5\$000 erwirbt man das Recht auf eine lebenslängliche Pension nach 10 Jahren.</p>
---	---

derten und 97.854 das Land wieder verließen. Sie prüft dann die Ernteaussichten heuer und nächstes Jahr und kommt zu dem Schlusse, daß die nächste Ernte in Argentinien geradezu enorm sein wird. Die Maßregeln der italienischen Regierung haben eine gewaltige Lohnsteigerung hervorgerufen. Gerade dadurch werden aber die Italiener angezogen werden, sodaß genügendes Angebot an Arbeitskräften vorhanden sein wird.

— Der Zustand des Präsidenten Roque Saenz Pena ist sehr besorgniserregend. Der Präsident ist zuckerkrank. Zur Grippe ist nun auch noch eine Lungenentzündung getreten.

— Der deutsche Instrukteur Oberst Kretschner leitete am 21. d. M. in Gegenwart einer großen Anzahl höherer Offiziere die sogenannten Kriegsspiele und der Leutnant von Stocher begann mit den Instruktionsstunden, welche er in deutscher Sprache abhielt.

— In Chubut unternahm die Polizei einen Streifzug gegen eine Räuberbande. Dabei wurden sechs Banditen getötet und eine weitere Anzahl gefangen genommen. Unter den Gefangenen befanden sich mehrere aus argentinischen Gefängnissen entsprungene Verbrecher.

— Unter der Ueberschrift „Gemeinheit“ teilt die buenarensener Zeitung „La Nacion“ einen Vorgang mit, der sich im dortigen Leichenschauhaus zutrug. Der Verein italienischer Köche ließ durch eine Deputation die Leiche eines ihrer Mitglieder von dort abholen. Studenten der Medizin, welche gerade mit dem Seziren beschäftigt waren, empfangen die Leidtragenden mit schlechten Scherzen, verhöhnten sie und warf mit Leichenteilen, wie Arme, Beine und Eingeweide nach ihnen. Die Polizei und der Direktor der medizinischen Fakultät leiteten eine Untersuchung ein, um die Urheber dieses unerhörten Vandalismus festzustellen. Die Zeitung „La Prensa“ verurteilt die Studenten auf das schärfste und führt andere, bereits früher vorgekommene Fälle noch schlimmerer Natur an.

— Aus der Stadt La Plata kommt die Nachricht, daß die nordamerikanische Firma Armour u. Co. die dortige Fruchtmarkthalle für den Preis von 5 Millionen Pesos käuflich erworben habe, um dieselbe in ein großes Gefrierhaus umzuwandeln.

— Die fremden Schifffahrtsgesellschaften haben die Fahrpreise dritter Klasse von Argentinien nach Europa erhöht.

— Die Regierung verlangt von den englischen und französischen Eisenbahngesellschaften, welche den ganzen Eisenbahnverkehr in Argentinien beherrschen, daß die Fahrpreise für Reisende dritter

Klasse erheblich herabgesetzt werden, damit die Erntearbeiter leichter die Weizendistrikte für die kommende Erntezeit erreichen können.

Chile.

— Chile erbaut sich in Santiago um 3 Millionen Pesos eine neue Architektur- und Ingenieur-Schule. Am Sonntag fand in Gegenwart des Staatspräsidenten die Grundsteinlegung statt.

— Mascagni wird bei seiner Ankunft an der chilenischen Andengrenze von einer Deputation der italienischen Kolonie empfangen werden. In Santiago sind große Festlichkeiten geplant.

— Der chilenische Gesandte in Quito konferierte mit dem Vizepräsidenten von Ecuador, Fleile, über die bevorstehende Abreise des Expräsidenten Eloy Alfaro nach Europa. Alfaro und seine Familie sind noch in der chilenischen Gesandtschaft, bewacht von einem Freiwilligenbataillon von Studenten.

Bolivien.

— Aus La Paz wird gemeldet, daß die Eisenbahn zwischen dieser Stadt und Arica in Chile im März nächsten Jahres offiziell eröffnet werden wird und daß die Präsidenten von Chile und Bolivien bei dieser Gelegenheit Besuche austauschen werden.

— Aus La Paz wird gemeldet, daß in der Ortschaft Paceje ein Marmorbruch entdeckt wurde, der dieses Gestein in ganz vorzüglicher Qualität enthält. Es hat sich auch sofort eine Aktiengesellschaft gebildet, die den Marmor brechen und exportieren wird.

— In der Sitzung der Stadtverordneten von La Paz wurde der Antrag eingebracht, daß jede Schankwirtschaft, welche sich von jetzt ab in der Stadt auf tue, mit einer Steuer von 1000 Pesos belegt werde und daß alle Wirtschaften, in denen Betrunkene angetroffen würden, eine Strafe von 100 Pesos zahlen sollten. Dieser Antrag, sagt man, besitze die Unterstützung sämtlicher Stadtväter.

Modernes Inserat. Ehefrau in nicht passender Ehe möchte sich zum Augusttermin verändern.

Kritik. Der Herr General hat Inspizierung abgehalten, die aber absolut nicht zu seiner Zufriedenheit ausgefallen ist. Er läßt zur Besprechung blasen, und als endlich das Offizierskorps vollständig beisammen ist, hält er folgende Ansprache: „Meine Herren es freut mich, Sie alle gesund und wohl auf wiederzusehen — das ist aber auch das einzige, was mich heute gefreut hat. Danke, meine Herren!“

Immer die steifrig. Gast: „Kellner, ich erinnere mich, im vorigen Jahre hier auf der Durchfahrt ein vorzüglich zubereitetes Filet de Boeuf gegessen zu haben. Wie wär's denn heute damit?“ — Kellner: „Bitte, mein Herr, ich werde gleich in der Küche nachfragen, ob noch eine Portion vorhanden ist!“

„Mit einem Beine stand er im Grabe, und mit dem andern nagte er am Hungertuche.“

Physikstunde. Professor: „Sie sagten da soeben, daß die Wirkung des Frostes Felsen sprengt. Nennen Sie mir das zu Grunde liegende physikalische Gesetz!“ — Tertianer Drall schweigt. — Professor: „Welche Wahrnehmungen machen Sie z. B. an einer Flasche Wein, die Sie abends bei 18 Grad Kälte in den Hof stellen, wenn Sie am nächsten Morgen früh nach ihm sehen?“ — Drall: „Da ist sie weg!“

Aus der Schule. In der oberen Klasse einer Schule dauerte der Kursus für Weltgeschichte zwei Jahre. Da nun halbjährlich Schüler aus unteren Klassen in die obere versetzt werden, so ist es natürlich, daß diese Neulinge Fragen aus den ersten Perioden der Geschichte nicht beantworten können. Einmal nun kann ein Knabe auf eine Wiederholungsfrage aus der phönizischen Geschichte keine Antwort geben. — „Warum weißt du das nicht?“ fragt der Lehrer. — „Ja, ich bin erst seit Christi Geburt hier in der Klasse; aber seit Erschaffung der Welt da ist, das ist mein Bruder.“

Feuilleton

Das Familienkreuz

Roman von M. Gräfin v. Büchau.

„Oberflächliches Leben — ich muß dich doch bitten —“
 „Mag es andere befriedigen, mich nicht.“
 „Bildest du dir etwa wirklich ein, diesen Pflasterkasten zu lieben?“

„Ich liebe ihn genügend, um ihn heiraten zu wollen.“
 „Nichts wie Eigensinn ist es“, rief Paula dazwischen.
 Käthe antwortete ihr nicht. Sie hielt dem Vater die Hand hin. „Vater, ich würde es gern in Frieden abmachen. Laßt mich gehen.“

„Nein!“ Rochlitz stieß ihr die Hand rauh zurück. „Ich verbiete dir, jemals wieder mit dem Doktor zu reden. Bist du denn toll, Käthe? Du — du willst einen Menschen so weit unter deinem Stande heiraten ohne Vermögen oder Stellung! Und du glaubst, ich werde das zugeben?“

„Vater, treib mich nicht zum Aeußersten — jeder hat das Recht der freien Selbstbestimmung. Auch die Autorität der Eltern hat Grenzen.“

„Schweig!“ Rochlitz schüttelte den Arm seiner Tochter in einem Anfall unbezwinglichen Zornes. „Wenn man jemand ins Wasser rennen sieht, hält man ihn auch zurück. Ich werde mein Kind doch wohl hindern, sich ins Unglück zu stürzen!“

Käthe versuchte sich frei zu machen. „Laß mich los! — Du kannst sagen und tun was du willst. Ich lasse mich doch nicht von meinem Vorsatz abbringen.“

„Das werden wir schon sehen!“ Sein Gesicht war so verzerrt, daß Frau von Rochlitz erschrak und sich zwischen ihn und Käthe stellte.

Alice brach in Tränen aus. „Solch ein Wahnsinn!“ schluchzte sie. „Diese Heirat blamiert uns überall.“

„Glaub nur nicht, daß du noch Schwestern hast. Käthe, wenn du bei deinem Willen beharrst“, sagte Paula erbittert.

Bodo stammte mit dem Fuß auf. „Mußt du uns denn auch diesen vergnügten Tag wieder verderben?“

„Das tut sie immer mit Vorliebe“, sekundierte Benno.

„Da hörst du's, Vater!“ Käthe schluchzte krampfhaft auf. Das ist die liebevolle Art meiner Geschwister, mit mir zu verkehren. — Seid doch froh, mich los zu werden! Ich verderbe Euch ja nur Eure vergnügten Tage. Was kümmert's Euch, wen ich heirate, wo ich leben will! Ich werde Euch nicht belästigen. Ich will ja nichts wie fortgehen — sobald als möglich.“

Ihre feinen Nasenflügel bebten, die Brust ging stürmisch auf und nieder.

Rochlitz schob die Tochter endlich zur Tür. „Geh, ich will dich nicht mehr sehen!“ schrie er sie an.

Käthe ging mit schleppenden Schritten auf ihr Zimmer. Sie warf sich vor ihrem Bett auf die Knie und vergrub den Kopf in die Kissen. Den größten Teil der Nacht lag sie so, von unterdrücktem Schluchzen geschüttelt, auf dem harten Boden.

5.

Eine gedrückte, unbehagliche Stimmung herrschte in dem sonst so heiteren Hause. Alice und Paula fuhren mit ihren Männern ab. Sie mochten, wie sie offen aussprachen, nicht mit Käthe zusammen sein, solange diese ihren verdrehten Heiratsplan nicht endgültig aufzugeben verspreche. Die Brüder redeten wenig, der Vater gar nicht mehr mit ihr.

Käthe saß meist allein in ihrer Stube. Sie ging nach wie vor ins Dorf zu den Kranken, beschäftigte sich viel mit Heinerle, dem die vermehrte Aufsicht durchaus nicht beglückte, und schrieb häufig Briefe, die sie dem Briefträger selbst übergab.

Der gutherzigen Mutter tat die Tochter leid. Sie versuchte mit Güte auf Käthe einzuwirken; aber alles Bitten und Zureden prallte wirkungslos ab.

Rochlitz hatte in der Tat einen sehr energischen Brief

an Doktor Hartung geschrieben, in dem er den jungen Arzt aufforderte, den Gedanken einer Heirat zwischen ihm und Käthe als gänzlich aussichtslos aufzugeben, da er seine Zustimmung zu einer solchen, nach jeder Richtung hin unerwünschten Verbindung seiner Tochter nicht geben würde.

Der Doktor antwortete nach ein paar Tagen ganz kurz und höflich, er habe in Dortmund die Stelle eines Arztes am Stadtkrankenhaus mit einem festen, auskömmlichen Gehalt erhalten und werde also einen eigenen Hausstand führen können.

Diesen Brief warf Rochlitz, nachdem er ihn gelesen, in den Papierkorb. Er hoffte, mit des Doktors Fortgehen würde die leidige Geschichte beendet sein und Käthe zur Besinnung kommen. Mit Freundlichkeit kam er ihr aber nicht zur Hilfe. Sie hatte ihn zu schwer gereizt. Vater und Tochter besaßen denselben harten Kopf. Keines konnte sich entschließen, das erste freundliche Wort zu sprechen.

Frau von Rochlitz fand diesen Zustand geradezu unerträglich. Ihre verheirateten Töchter kamen kaum noch nach Lukow. Bodo und Benno schrieben auch, daß sie das Weihnachtsfest dieses Jahr lieber bei Sponeks oder Mellenthins verleben würden, denn Käthe „maule ihnen doch die Butter auf dem Brot ranzig.“ wie Benno sich drastisch ausdrückte.

War es da nicht besser, Käthe ging aus dem Hause, statt, daß man um ihretwillen auf die Gesellschaft aller anderen Kinder verzichten mußte? Viele junge Mädchen lernten ja Krankenpflege, wurden Schwestern. Wenn das eigensinnige Ding also durchaus wollte, mochte man sie es doch versuchen lassen.

Sie redete in diesem Sinne mit ihrem Mann, gab ihm zu bedenken, daß das harte, entsagungsvolle Leben einer Schwester Käthe am besten von ihren Ideen abbringen würde, denn Käthe ohne ihr Pferd, ihren Hund, ihren Flügel, ihren Heinerle! Sie würde bald genug haben und gebessert zurückkehren.

Das leuchtete Rochlitz ein. Als Käthe einmal wieder von ihrem Fortgehen anfang, sagte er ärgerlich: „Meinetwegen — ich gebe dir also die Erlaubnis, dich in einem Krankenhaus als Lehrschwester zu melden. Bilde dir aber nicht ein, daß ich sonst klein beigegeben und den verdrehten Unsinn mit dem Pflasterkasten später doch erlauben werde! Da bleibst bei meinem Willen!“

Käthe war zufrieden, vorläufig wenigstens so viel erreicht zu haben. „Ich danke dir, Vater!“ sagte sie herzlich. Sie warf plötzlich ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn stürmisch.

Rochlitz versuchte vergebens, sich loszumachen. Schließlich konnte er doch nicht anders, wie ihren bittenden Augen nachgeben und sie wieder küssen. „Mädel — Mädel, was wärst du für ein liebes Ding, wenn du nicht solch verschrobener Querkopf sein wolltest! Aber ich denke, du kommst im Krankenhaus bald zur Vernunft. Wird dir wohl nicht lange gefallen, Totenhemden zu nähen und alte Weiber kämmen zu müssen.“ Diese Beschäftigungen bildeten nach seiner Ansicht die Haupttätigkeit einer Schwester. „Ich wette, nach sechs Monaten kommst du zurück.“

Das war eine sehr unkluge Bemerkung. Käthe gelobte sich natürlich, eher zu sterben, als diese Prophezeiung in Erfüllung gehen zu lassen.

Durch einen Aufruf in der Zeitung war sie auf ein Krankenhaus in Hannover aufmerksam gemacht worden, das junge Lehr- und Probeschwestern zur Ausbildung suchte. Sie schrieb der Oberin, fügte die Einwilligung der Eltern, ihren geschriebenen Lebenslauf bei und erhielt umgehend eine herzlich gehaltene Antwort, daß sie jederzeit zum Eintritt in das Marienhaus willkommen sei.

So waren denn die Würfel gefallen.

Die Jungfer nähte nach der eingetroffenen Probe die dunkelbraunen Kleider und großen weißen Schürzen. Die Haube mit dem breitgetollten Strich wurde im Stift geliefert.

Am letzten Abend brachte sie Heinerle selbst ins Schulhaus und empfahl ihm dringend dem mütterlichen Schutz

der Frau Rektor, die auch alles zu tun versprach. Bei ihren eigenen acht Kindern blieb ihr freilich nicht viel Zeit, sich sehr eingehend mit Heinerle zu beschäftigen, dessen Charakteranlagen und Seelenbedürfnisse ihr Käthe weitläufig auseinandersetzte.

Die Frau Rektor hörte stauend zu, was da alles bedacht und berücksichtigt werden sollte. Ihre eigenen Erziehungsprinzipien waren ungemein einfach. Für jede Unart gab's Schläge, für besondere Bravheit eine Musstulle. Sie glaubte bis jetzt mit diesen beiden Mitteln ausgezeichnet angekommen zu sein.

Der Rektor redete ihr nicht viel dazwischen. Er hatte genug mit seinem Amt zu tun. Wenn die Kinder gesund blieben, die Jungen leidlich lernten, war er zufrieden. Er verpflichtete sich, Heinerle mit seinen eigenen Söhnen zusammen Latein außer den übrigen Fächern beizubringen. Nachmittags konnte der Junge etwas im Haus und Garten helfen.

Heinerle kam die ganze Angelegenheit unheimlich vor. Ohne Käthe, an der er stets Rückhalt fand, hier zu bleiben, paßte ihm gar nicht. Er klammerte sich an ihre Hand und brach, als sie ihn zum Abschied küßte, in lautes Heulen aus.

Käthe kniete neben dem Jungen nieder. „Heinerle, mein Heinerle!“ Ihre Stimme zitterte, ihre Augen wurden feucht. „Ich schreibe dir oft, und wenn das Jahr um ist, hole ich dich wieder zu mir. Dann bleiben wir ganz zusammen.“

„Machen Sie's kurz, Fräulein Käthe,“ rief die energische Frau Rektor. „Allein werd' ich ihn schon still kriegen.“

Käthe drückte schnell noch einmal ihren Mund auf Heinerles blondes Haar, das sie immer mit besonderer Liebe gepflegt hatte. Seidenweich gekämmt und gebürstet hing es bis auf den weißen Matrosenkragen herunter, der das sonnenbraune Hälschen frei ließ.

Ohne sich umzusehen, lief sie dann schnell fort. Das laute Geschrei Heinerles tönte ihr aber noch lange nach.

Frau Rektor hatte nicht lange geschwankt, welches von ihren zwei Mitteln bei diesem Geheul das probateste sei. —

Käthe stand vor dem Niederlegen noch lange am Fenster ihres Zimmers. Der Efeu rankte um die Scheiben. Der Schein der Lampe fiel hell auf ihr Klavier, ihre bequeme Chaiselongue, den Tisch mit all den Büchern, Bildern und Zeitschriften. An den Wänden hingen alte Kupferstiche in glatten rotbraunen Mahagonirahmen. Alles war in ernsten, sanften Farben stimmungsvoll gehalten. Eine große Phönixlampe streckte ihre federartigen Blattwedel fast bis zur Decke. In hohen Grasvasen tönt langstielige Chrysanthemen sich vom dunklen Braunrot zum zartesten Rosa ab.

Der Koffer stand schon fertig gepackt mit offenem Deckel in einer Ecke.

Das junge Mädchen ging mit einem Seufzer vom Fenster fort an den Bücherschrank, um noch ein paar Lieblingsbücher auszuwählen. Sie schob die Bände zwischen ihre Kleider und Schürzen.

In dem kleinen Durchgangszimmer, das in ihre Schlafstube führte, stand Heinerles leeres Bett. Sie sah traurig darauf nieder und strich die Kissen glatt.

Nun — in einem Jahre war sie frei. Dann heiratete sie Hartung und holte sich das Kind wieder.

Am andern Morgen mußte sie bereits sehr zeitig aufbrechen. Frau von Rochlitz steckte der Tochter Butterbrote, Kuchen und Obst in die Tasche.

„Wenn du was brauchst, Käthe, dann schreib es nur. Kommst du wirklich in dem ganzen Jahre nicht einmal nach Hause?“

„Nein, Mama. Ich muß so rasch als möglich lernen. Jede Unterbrechung hält mich auf.“

„Schreib auch oft, wie es dir geht.“

„Alle Sonntage einen Brief oder eine Karte. Oefter werde ich wohl nicht schreiben können. Sieh dich auch nach Heinerle um, Mama!“

„Ja, ja. Dem wird nichts abgehen bei Rektors. Der amüsiert sich gewiß prachttvoll mit den vielen Kindern. — Jetzt aber geh zu Papa. Er ist in seiner Stube.“

Rochlitz wollte nicht in Gegenwart der Dienstboten Abschied von der Tochter nehmen.

Käthe ging zu ihm. Sie war sehr blaß. Ihre Lippen zuckten. „Leb wohl, Vater!“ sagte sie kurz, mehr brachte sie nicht heraus.

„Adieu, Käthe!“ Seine Stimme klang halb grollend, halb gerührt. „Du kannst jeden Tag in dein Elternhaus kommen, wenn du einsehst, daß du für die Pflegerei nicht geschaffener bist. Jede Stunde bist du mir willkommen, nur —“

Er hielt sie von sich ab und sah ihr scharf ins Gesicht. „Wenn du die Geschichte mit dem Doktor nicht aufgibst, dann sind wir geschiedene Leute — das merk dir!“

„Vater, kannst du mir nicht ein gutes Wort zum Abschied sagen?“

„Sag du mir, daß du die verrückte Idee mit Hartung fahren lassen willst.“

„Das kann ich nicht, Vater. Ich will nicht wortbrüchig werden.“

Rochlitz zuckte die Achseln. Sein Gesicht verfinsterte sich. „Dann geh!“ sagte er kalt.

Sie stand noch eine Sekunde unschlüssig an der Türe.

„Der Wagen wartet — und die Eisenbahn nicht!“ mahnte Rochlitz.

Jetzt ging Käthe schweigend hinaus. Die Türe fiel hinter ihr ins Schloß. Sie lehnte den Kopf an das harte Holz, um ihr Schluchzen zu unterdrücken. Ob der Vater sie zurückerief?

Sie hörte einen schweren Seufzer — aber dann war alles wieder still.

Langsam ging sie die Treppe hinunter.

Frau von Rochlitz reichte ihr noch eine Schachtel mit Schokolade nach. „Schreib auch gleich, Kind — leb wohl!“

Die Pferde zogen an. Der Collie lief gewandt zwischen den Beinen der Pferde mit.

Käthe drehte sich nur noch einmal um. Da lag das alte, graue Haus, vom Herbstsonnenschein umflossen. Ueber dem Rasen des Rondels zog sich dünner Reif. Die Georginen hingen erfroren ihre schwärzlichen Blütenköpfe.

Die Mutter winkte von der Treppe aus mit dem Taschentuche — aber Käthe sah nicht auf sie, sondern zum Fenster des Arbeitszimmers hinauf.

War das der graue Kopf des Vaters hinter den Scheiben? Ihre Augen standen voll Tränen — sie konnte nichts deutlich erkennen.

Da bog der Wagen schon um die Ecke der Dorfstraße.

Sie warf sich in die Kissen zurück und hielt die Hände vors Gesicht gepreßt. —

Die Eisenbahnfahrt war lang und umständlich. Erst gegen Abend erreichte sie Hannover. Viel ließ sich von der Stadt bei der einbrechenden Dunkelheit nicht mehr sehen. Die eigenartige Bauart der meisten aus Ziegelsteinen aufgeführten Häuser fiel ihr auf. Sie machten beinahe alle den Eindruck von Krankenhäusern oder Stiften. Nur die neueren Villenviertel, die breite Georgstraße mit den glänzenden Läden sahen so elegant aus wie in anderen Großstädten.

Sie mußte fast die ganze Stadt durchqueren, um vom Bahnhofe bis nach dem Marienstift zu gelangen, das weit draußen lag.

Käthe zuckte erschrocken zusammen, als der Kutscher endlich vor einem großen, ebenfalls ziegelroten Hause still hielt.

Klopfenden Herzens zog sie die Klingel. Eine Schwester in der ihr schon wohlbekannten Tracht öffnete.

„Ich bin Käthe von Rochlitz.“

„Ach so — die neue Lehrschwester! — Bitte, kommen Sie herein. Ich rufe den Hausdiener, der soll den Koffer hereintragen.“

Die freundliche Anrede, der Schwesternamen berührten Käthe wohlthuend. Sie freute sich darauf, sofort ihr elegantes Reisekleid mit dem blauleinernen Rock zu vertauschen.

„Darf ich mich gleich umziehen?“ fragte sie schnell.

Die Schwester lächelte über ihren Eifer. „Ich soll Sie erst zur Frau Oberin führen.“

Sie gingen zusammen, den langen, mit blankem Wachs-tuch belegten Korridor entlang.

„Im ersten Stock liegen die Klassenkranken,“ erläuterte

Berndorfer Metallwaren-Fabrik

Arthur Krupp, Berndorf Austria

5000 Arbeiter, — Tägliche Erzeugung 3 50 Dtdz Bestecke

Schwer versilberte

Bestecke und Tafelgeräte aus Alpaca-Silber



Eigene Niederlager in Europa :

Amsterdam, Berlin, Brüssel, Budapest, Hamburg, London, Luzern,
Mailand, Moskau, Paris, Prag, Stockholm, Wien

Schutzmarken :

A. KRUPP  BERNDORF



OSO  BMF

für Alpaca-Silber I für Alpaca Silber II für Alpaca

die Schwester. „Das sind die, die ihr eigenes Zimmer bezahlen können. Im zweiten Stock sind rechts die Männer-, links die Frauen- und Kindersäle. Unten ist das Operationszimmer und die Räume der Frau Oberin. Im dritten Stock schlafen die Schwestern.“

Käthe ging mit eigentümlichen Empfindungen an all den nummerierten Türen vorüber. Die leuchtende Sauberkeit der weißgetünchten Wände, der Gänge und Läufer berührte sie angenehm.

Schwester Else klopfte an der letzten Türe an.

„Herein!“ rief eine tiefe Frauenstimme.

„Ich bringe die neue Schwester, wie Frau Oberin befohlen hatten.“

Käthe staunte über die schüchterne Art, mit der die Schwester zur Oberin sprach.

„Es ist gut.“

Die Schwester zog sich schnell zurück. Die Oberin ging auf Käthe zu und gab ihr die Hand. Sie war eine große, starke Frau, etwa fünfzig Jahre alt. Sie trug ein glattes, schwarzes Kleid in dem Schnitt der Schwesterntracht. Ueber der Brust hing ein silbernes Kreuz. Das volle, energische Gesicht umschloß die weiße Haube. Ihre lebhaften Augen sahen Käthe prüfend an. Sie schien mit der Musterung zufrieden zu sein. Die schlanke, elastische Gestalt des jungen Mädchens, das blühend schöne Gesicht gefielen ihr.

„Ich freue mich, daß Sie den Entschluß faßten, zu uns zu kommen, Fräulein v. Rochlitz.“ Sie setzte sich auf das Ecksofa und winkte Käthe, neben ihr Platz zu nehmen. „Waren Ihre Eltern einverstanden mit Ihrem Entschluß, das schwere, ernste, aber auch beglückende Leben einer Schwester zu wählen?“

„Nein,“ entgegnete Käthe offen. Ihre großen braunen Augen sahen der Oberin gerade ins Gesicht. „Sie erlaubten es nur sehr ungern.“

„Sie bestanden also darauf? — Zieht nur die Liebe zur

Sache, die Liebe zu den Armen und Kranken Sie in unser Haus, liebes Kind?“

Käthe überlegte. „Darf ich ganz offen reden?“ bat sie dann.

„Ich bitte darum,“ antwortete die Oberin, etwas erstaunt.

„Ich habe großes Interesse an der Krankenpflege. Ich habe bei uns zu Hause, im Dorfe, unter der Anleitung des Arztes viel gepflegt; ich merkte aber bald, wie wenig ich von der eigentlichen Wundenbehandlung, von korrekt auszuführenden Verbänden verstehe, und darum wollte ich es gründlich lernen.“

„Um das Gelernte nachher praktisch anzuwenden? Ein lobenswerter Entschluß! Wir haben häufig Lehrschwestern aus demselben Grunde hier. Gerne hätte ich Sie natürlich auch als Probeschwester angenommen, in der Hoffnung, eine dauernde Kraft für unser Stift in Ihnen zu gewinnen.“

„Ich habe die Absicht, mich mit dem Arzt, der mich zu Hause unterwies, zu heiraten. Wir sind verlobt. Meine Eltern machen freilich noch Schwierigkeiten. Ich werde aber ihren Widerstand besiegen. Ich möchte später meinem Manne in seinem Berufe helfen, mit ihm zusammen ein Krankenhaus leiten.“

Die Oberin sah das junge Mädchen mit immer größerem Interesse an. „Also Sie wollen gewissermaßen doch unserer schönen Berufe treu bleiben?“ Die Aufrichtigkeit Käthes gefiel ihr sehr gut. „Ich werde sehen, daß Sie, sowie Sie etwas eingewöhnt sind, in den Operationssaal kommen,“ fuhr sie fort. „Ich will Sie auch öfter auf den Stationen wechseln lassen, damit Ihre Ausbildung in diesem einen Jahre eine möglichst vielseitige ist. Unser Ihnen zugesandter Prospekt hat sie mit den Regeln des Hauses bereits bekannt gemacht. Sie wissen, daß bei uns ein militärischer Gehorsam unbedingt nötig ist. Die Schwester gehorcht dem Arzt in allen seinen Anordnungen für die Kranken blindlings. Im übrigen gilt im Hause nur mein Wille.“

Ebenso haben Sie sich den Anordnungen Ihrer Stationschwester, der ich Sie zur Anleitung überweise, zu fügen.“

„Ich habe mir das schon vorher klar gemacht, daß ich mich hier unterordnen mußte.“

„Das wird Ihnen wohl etwas ungewohnt sein?“ Die Oberin lächelte.

„Ja“, antwortete Käthe rasch.

„Nun, wir haben schon mancherlei unruhige Geister gehabt. Die gleichen Hauben decken sehr verschiedene Köpfe. Unser herrlicher Beruf bietet aber für die verschiedensten Gaben Spielraum.“ Die Oberin klingelte kurz zweimal hintereinander und übergab Käthe dann der eintretenden Schwester mit den Worten „Hier, Schwester Ida, ist unsere neue Lehrschwester, die sich Ihrer Obhut anvertraute. Ich bitte, sie mit allem bekannt zu machen. Morgen früh tritt Schwester Käthe unter Ihrer Aufsicht ihre Arbeiten auf der ersten Station an. Sie haben ja schon manche Anfängerin eingeführt.“

„Gewiß, Frau Oberin.“

„Geben Sie acht, daß die Haube heut zum Abendbrot vorschriftsmäßig sitzt. — Schwester Käthe, streichen Sie Ihr krauses Haar recht glatt.“

„Jawohl, Frau Oberin.“

Käthe verbiß ein Lächeln, aber auch aus ihrem Munde klang die zustimmende Antwort schon im richtigen Tonfall.

Sie folgte der vorangehenden Schwester, deren ältliches Gesicht einen müden Ausdruck trug.

„Sind Sie schon lange hier?“ fragte Käthe.

„Zwölf Jahre. Hier ist Ihr Zimmer. Ich wohne gegenüber. Wenn Sie sich umgezogen haben, klopfen Sie bei mir an. Ich setze Ihnen dann die Haube auf.“

Käthe entledigte sich schnell ihres aus knisternder Seide gearbeiteten Tuchrocks. Der Koffer war schnell ausgepackt und das dunkelblaue Leinenkleid übergestreift. Der große Schulterkragen und die weiße Latzschürze saßen vorschriftsmäßig. Die Haube machte mehr Schwierigkeiten. Sie wollte absolut nicht auf der Flechtenkrone sitzen. Käthe drückte das Haar so fest wie möglich zusammen, aber aus dem Scheitel und an den Schläfen sprangen immer wieder kleine widerspenstige Locken heraus, so oft sie sie auch wieder glattstrich.

Schwester Ida seufzte unwillkürlich, als sie das schöne junge Gesicht von der Haube umschlossen sah. In ihren müden, geduldigen Augen lag die verwunderte Frage: Was willst du hier bei uns?“

Aber sie sagte nichts. Eine Schwester darf nicht neugierig sein. Die Privatverhältnisse der Mitschwester, die Gründe des Eintritts, erfährt nur die Oberin.

Um sieben Uhr versammelten sich alle zum Abendbrot. Zwei junge Probeschwestern brachten die Schüsseln mit kaltem Fleisch herein und reichten den Tee herum. Die Schwestern aßen alle hastig, keine sprach, außer wenn die Oberin sie anredete.

Käthe wurde allen vorgestellt; jede gab der Neuangekommenen die Hand. Vorläufig aber verwirrte die gleiche Tracht Käthe. Sie verzweifelte fast daran, die Schwestern jemals auseinanderhalten zu lernen. In all den blauen, grauen und braunen Augen schien ihr derselbe ruhige, ein wenig stumpfe Ausdruck zu liegen. Etwas Müdes, Erschöpftes lag jedenfalls über dem ganzen Kreis. Nur die Oberin sprach lebhaft.

An das Abendbrot schloß sich eine kurze Andacht in genannten „Schwesternzimmer“ zusammen. Um den großen runden Tisch gruppierten sie sich, jede mit einer Handarbeit, die meist aus einem Strickstrumpf bestand. Die Oberin der kleinen Kapelle, an der sämtliche Schwestern teilnahmen. Nur drei blieben zurück, an jeder Station eine.

Um neun Uhr, nachdem die Kranken zur Ruhe gebracht waren, fanden sich die Schwestern wieder, mit Ausnahme derjenigen, die Nachtdienst hatten — „Stallwache“ nannte Käthe es im stillen mit aufblitzendem Uebermut — im so- saß in der Mitte und las eine harmlose Erzählung vor, welcher Käthe nur wenig Aufmerksamkeit schenkte. Sie sah aber auch, daß mehrere der Schwestern mit Müdigkeit kämpften. Einigen sank oft das Strickzeug in den Schoß

und die müden überwachten Lider fielen zu, bis sie bei einem stärkeren Anschwellen des Vortrages die Augen wieder aufrissen.

„Wie gern die wohl schlafen würden, statt der langweiligen Geschichte zuzuhören!“ dachte Käthe mitleidig. Dies erzwungene Beisammensein kam ihr grausam vor. Es mochte gewiß gut gemeint sein und sollte jedenfalls dem eintönigen, ernsten Leben etwas Anregung und Abwechslung bieten, aber wie viel lieber hätte jede Schwester wohl geschlafen oder Briefe geschrieben!

Punkt zehn hörte die Oberin mit der Lektüre auf und wünschte den Schwestern gute Nacht.

Käthe lag noch lange wach in ihrem schmalen Bett. Die vielen neuen Eindrücke, die Spannung, was der nächste Tag, der um sechs Uhr früh begann, bringen würde, ließ sie keinen Schlaf finden. Durch die schlecht schließenden Vorhänge sah sie einen Streifen Himmel mit einigen blassen Sternen. Der eine, der größte der Sterne, der stand immer über dem rauschenden Wallnußbaum im Garten von Lukow. Jetzt zielte er mit einer langen silbernen Lanze gerade auf ihr Bett. Das kam, weil sie die Augen blinzelnd zudrückte. Es sollte doch keine Träne zwischen den Wimpern durch-

Wie kindisch, Heimweh zu haben am ersten Abend schon!

Die Sterne schimmerten aber ganz so wie daheim. Sie schloß die Lider fest, um es nicht mehr zu sehen.

6.

„Zehn Wochen bin ich nun hier,“ schrieb Käthe in ihr Tagebuch. „Erst heute in der einzigen freien Stunde des Tages, zwischen zwei und drei Uhr nachmittags, die wir für uns benützen dürfen, fange ich an, meine Eindrücke aufzuzeichnen. Ich mußte erst all das Neue, das auf mich einströmte, in mir verarbeiten. Den Eltern schreibe ich jeden Sonntag eine Karte oder einen kurzen Brief. Auch sie sollen mir nicht oft schreiben. Es zerstreut mich, viel von der Welt außer den Mauern unseres Krankenhauses zu hören. Es wird auch nicht gewünscht, daß die Schwestern eine zu rege Korrespondenz führen. Eine gewisse Einseitigkeit ist mit diesem Beruf, welcher Körper- und Geisteskräfte gleich intensiv beansprucht, — man möchte sagen ausnützt — untrennbar verbunden. Wir sehen, sprechen, denken nichts als an und von unseren Kranken und was sich sonst noch auf unseren Beruf bezieht. Denn von den Geschichten, die Frau Oberin uns allabendlich teelöffelweise vorsetzt, hören wir vor Müdigkeit nicht viel.“

Mir geht es übrigens besser wie den meisten Probeschwestern, die zuerst die körperliche Arbeit, an die sie nicht gewöhnt sind, ungeheuer anstrengt. Ich habe durch den Sport meine Muskeln gestählt, ich scheure meine Stube, hebe unbehilfliche Kranke mit Leichtigkeit. Der Verkehr mit den Kranken wird mir auch leicht. Sie haben alle Respekt vor mir. „Wenn die Schwester Käthe hereinkommt, das ist, wie wenn frische Luft durch's Zimmer geht,“ meinen sie.

Auch die Oberin ist besonders freundlich zu mir. Sie nimmt mich oft bei Seite und zeigt mir einige kleine, selbst ausprobierte Kunstgriffe. Sie ist in allem, was ihren Beruf betrifft, genial veranlagt. Die ganze Führung des Krankenhauses ist mustergültig. Ihrem Charakter fehlt allerdings jede Weichheit und Milde. Die Schwestern, selbst die im Dienste ergrauten, zittern vor ihr, sprechen nur mit halber Stimme und nie unbefragt in ihrer Gegenwart. Bei dem geringsten Vorwurf von „Mutter“, wie sie heimlich genannt wird, stürzen ihnen die Tränen aus den Augen.

Das ist bei mir anders. Einen gerechten Tadel nehme ich gelassen als wohlverdient hin — einen ungerechten erst recht. Es lohnt mir gar nicht, mich zu verteidigen oder gar darüber zu weinen.

Aber trotzdem komme ich mit der Oberin vorzüglich aus. Ich glaube, die Bevorzugung von ihr erweckt den Neid unter den anderen Schwestern. Ich finde viel Kleinlichkeit, viel Mißgunst unter diesen Haubenträgerinnen. Sie beneiden sich die Liebe der Kranken, die Gunst der Oberin, des Anstaltsarztes, genau so wie Damen in der Welt draussen sich ihre Toiletten, Verehrer, Rang und Reichtum miß-

Machina Especial „Combinada“ zur Kaffee-Reinigung.

Aus zwei Teilen bestehend, zur leichteren Handhabung

Die vollkommene Maschine, weil sie aus dem berühmten Schäler Mecanica und dem unvergleichlichen Separator Monitor, verbunden mit 4 Verlesern, besteht. Von hervorragender Solidität und grösster Dauerhaftigkeit, zerbricht den Kaffee nicht und gibt die in Santos besttaxierten Qualitäten. Dieses System stellt die billigste Vereinigung der erforderlichen Kaffee-Reinigungs-Maschinen dar

Es ist das letzte Wort über Kaffee-Maschinen. Jede Installation ist ein Erfolg. Zahlreiche Anerkennungsschreiben stehen zur Verfügung der Interessenten.

Companhia Mechanica e Importadora de São Paulo

Rua 15 de Novembro 36.

1359

gönnen. Man zieht mit der Schwestertracht nur ein anderes Kleid, keinen neuen Menschen an. — Das merke ich deutlich an mir selber.

* * *

Ja, der Beruf einer Schwester ist schwer — viel schwerer, wie ich es mir beim Eintritt vorstellte.

Es ist schwer, die niedrigsten Arbeiten, die man keinem Dienstboten anbieten würde, verrichten zu müssen. Es ist schwer, die oft rohen, anspruchsvollen Armen zu pflegen, schwerer noch, den Gebildeten, uns im Range Gleichstehenden, als Dienende gegenüber zu treten, immer gehorchen, für alles die Erlaubnis der Oberin oder der Stationsschwester einholen zu müssen. Aber am schwersten wird es mir, der Musik, der Natur, ja allem Schönen, jedem Schmuck und Reiz des Lebens zu entsagen. Wir kommen selten an die frische Luft und sind, wenn wir ausgehen dürfen, meist zu müde und abgearbeitet, um uns wirklich zu erquicken.

Ach, einmal wieder einen langen, einsamen Spaziergang durch den weißverschneiten Wald oder besser noch einen wilden Ritt über die kahlen Felder machen zu dürfen! Reiten — ja, was Schöneres gibt es nicht, als eine fremde Kraft zu regieren. Hier muß ich mich nur immer selber im Zügel halten lassen.

Die Haube umschließt sehr fest den Kopf. Manchmal reiße ich sie ab, wenn ich allein in meiner Stube bin, daß die Zöpfe fliegen.

Dumme Käthe! Du wolltest ja absolut unter diese Haube kommen. Nun halte aus!

* * *

Weihnachten mit Schnee und Eis. Ich sehe von den Fenstern aus auf weiße, tote Felder. An dem stahlblauen Himmel funkeln nachts unzählige Sterne. Wir gingen alle zur Kirche.

Es war mir wie ein Traum. Der verschneite Weg — die Tannen glitzerten im Rauhref — der lange Zug schwarzer Gestalten mit den großen Hauben — und darunter ich, die Käthe von Rochlitz. Ich zupfe mich an meiner zugefrorenen Nase, um es zu glauben. In der Kirche brannten die Weihnachtsbäume, der Knabenchor sang — es klang wie jubelnde Engelstimmen.

Auch in unserem Krankenhaus war es heute hell und freundlich. Die Bescherung für die Armen, meist Angehörige unserer Kranken, fand im großen Saale statt. Den Kranken selber wurden die Geschenke ans Bett gebracht. In jedem Zimmer brannte ein Weihnachtsbaum. Auch unsere leidenden Kinder jubelten mit ihren Puppen und ihrem Spielzeug, bis Schmerz und Müdigkeit sie wieder übermannte.

Es gab so viel zu tun, sich mit zu freuen, daß ich gar

nicht zum Nachdenken kam. Aber nachher, als für uns Schwestern im Wohnzimmer aufgebaut war und auch ich gleich anderen einen Platz unter der großen Tanne mit kleinen Geschenken für mich belegt fand — für die ich mich übrigens wie ein Dienstbote bei der Oberin bedanken mußte — da stand auf einmal der Weihnachtsabend zu Hause in Lukow greifbar, schmerzlich, deutlich vor meiner Seele. Mamas Salon ganz ausgeräumt — in der Mitte der Stube der Christbaum, eine herrlich ebenmäßig gewachsene Tanne, die bis zur Decke ragt — Papa und ich suchten sie immerselbst im Walde aus — von oben bis unten ist sie mit Lametta, weißer Watte und silbernen Sternen geschmückt. In allen Ecken des Zimmers stehen unsere Tische mit den Geschenken. Die Brüder in ihrer Ferienstimmung sind ausgelassen lustig. Wir singen Weihnachtslieder, essen Pfefferkuchen, machen kleine, in zahllose Papiere verpackte Ueberraschungen auf. — Ja, der Weihnachtsabend zu Hause war schön! All die dankbaren, frohen Gesichter der Dorfleute und Dienstboten, die die Eltern reichlich beschenkten, und mein Heinerle jubelnd über sein Spielzeug!

Ich konnte es nicht ändern, wie ich an den armen Jungen dachte, stürzten mir die Tränen aus den Augen. Ich habe ihm sehr viele Spielsachen geschickt. Ich vermute, die Frau Rektor verteilt sie unter alle Kinder. Sie schreibt mir, Heinerle sei ganz gesund und munter, aber er lerne schlecht und wäre recht oft ungezogen. Sie versteht gewiß nicht, das gute Kind zu behandeln.

Ein Paket aus Lukow fand ich auf meinem Platz. Mama schickt mir wollene Unterjacken und wollene Strümpfe, da ich doch jetzt nichts anderes brauchen könne, selbstgebackene Pfefferkuchen und Konfekt. Sie schreibt nur ein paar Worte. Sie hat viel zu tun, doppelt viel, weil ich nicht mehr da bin und helfe. Geht euren Weg — laßt mir mein gewähltes Schicksal.

* * *

Von Papa keine Silbe und von den Geschwistern nicht einmal einen Gruß.

Wie heiter wird es heute Abend in Lukow wieder zugehen! Jetzt verdirbt ihnen ja niemand mehr die Stimmung. Nun könnt ihr mich entbehren — ich kann es auch.

Meine warmen Sachen schenkte ich den Armen, die Pfefferkuchen und Bonbons kommen in den Kindersaal. Ich will nichts haben von Hause. Wenn ihr mir kein freundliches Wort mehr sagen wollt, so laßt es eben.

Einer denkt an mich, wenn ich auch zu Hause vergessen bin. Hartung schreibt mir. Am ersten Weihnachtstag bekam ich seinen Brief. Er hat durch unseren jungen Assistenzarzt hier, mit dem er auch bekannt ist, von mir gehört. Der scheint mein Lob in allen Tonarten zu singen. Hartung



Dr. Stapler

ehemaliger Assistent an der allgem. Polyklinik in Wien.
chem. Chef-Chirurg div. Hospitäler etc. Chirurg am
portugiesischen Hospital.

Operateur und Frauenarzt

Rua Barão de Itapetininga N. 4. S. Paulo
Von 1—3 Uhr. Telephon 1407.

schreibt sehr lieb und gut. Er bittet mich, ihn mit ein paar Worten zu benachrichtigen, wie es mir geht und ob meine Gesinnung die gleiche geblieben sei. Ich habe ihm sogleich wieder geschrieben, daß ich mich als seine Braut betrachte, und nach Ablauf dieses Jahres seine Frau werden will.

Ich zweifle nicht daran, recht gewählt zu haben. Aerzte und Schwestern loben mich und rühmen meine Begabung zur Krankenpflege. Sie Sache selbst interessiert mich mehr wie je. Ich leide hier nur unter dem Zwang. Doch das liegt an den notwendigerweise strengen Regeln des Hauses. Als Hartungs Frau wird das natürlich anders sein. Ich träume oft davon, ein Krankenhaus mit mehreren Freibetten zu gründen und mit Hartungs Hilfe ganz nach meinen Ideen zu leiten. Ja, gewiß, ich wählte das rechte, das meiner Natur und Beanlagung nach notwendige, ja einzig mögliche Leben für mich.

Hartungs Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Er schreibt sehr glücklich. In seinem Berufe habe er gute Erfolge. Der Chefarzt wollte sich bald zurückziehen, er müsse ihn oft vertreten und hoffe, später ganz in seine Stelle hinaufzurücken. Auch eine Trauernachricht teilte er mit. Sein Vater ist gestorben. Die Mutter ist zu ihm gezogen. Fast zu demütig erwähnt er das mit den Worten: „Ich weiß, meine geliebte Käthe, daß die alte Frau dich vielleicht genießen wird, aber was soll ich tun? Ich kann sie doch so billiger erhalten, sie ist auch so rührend bescheiden und dankbar, bei mir sein zu dürfen.“

Nun, ich will das arme, alte Weiblein gewiß nicht verdrängen. Sie kann meinetwegen sich in der Wirtschaft nützlich machen, denn ich werde natürlich viel zu tun haben.

Nachdem ich mich mit Hartung ausgesprochen habe, hört unsere Korrespondenz vorläufig wieder auf. Wir haben doch keine Zeit zum Briefschreiben und alles Nötige ist zwischen uns jetzt auch ausgesprochen und erledigt.

Der Schnee vergeht. Ueber den braunen Aeckern liegt ein grünlicher Schimmer — die frisch aufkeimende Saat. Von allen Zweigen tropft es. „Wenn Sturm dem Frühling nicht die Saat bereitet —“

Hier in unseren Räumen sehen wir nur Schmerz und Elend, kleinmütiges Verzagen, oft auch ein groß und stolz getragenes hartes Geschick. Manchmal möchte ich meine Arme gen Himmel strecken, klagend über all den Jammer, der mich umgibt. Und oft — ich schäme mich fast, es zu schreiben — möchte ich mir die Augen zuhalten und fortlaufen, weit — weit fort in den Wald hinein, wo die silbergrauen Kätzchen an den Weiden hängen und die weißen Anemonen durch das tote braune Laub schimmern, wo die Erde wieder jung und schön, — so hoffnungsvoll ist.

Heute bekam ich endlich mal einen Brief von Alice, den ersten — und sieben Monate bin ich bald hier. Bei Sponecks wird ein Baby erwartet. Der Jubel ist groß. Mama fährt alle Tage zu Paula. Den Brüdern geht es gut. Papa stöhnt über schlechte Ernteaussichten. Alices kleines Mädchen läuft schon ganz sicher und spricht mehrere Worte. Viel klüger bin ich durch den Brief nicht geworden.

In unserem Anstaltsgarten blüht und grünt es. Schwester Ida geht oft mit verweinten Augen herum, weil die Oberin sehr reizbar ist. Ich versuchte sie zu trösten. Sie ist mir dankbar dafür, aber helfen kann man ihr nicht, alles gleitet an ihrem müden „Das ist nun einmal so“ ab.

Die Oberin ist auf mehrere Wochen in ein Bad gereist.

gemächlicherem Tempo. Schwester Ida führt die Oberauf-Unwillkürlich geht hier im Krankenhaus alles in etwas sacht auf die Dauer nicht dieselbe Sauberkeit und Ordnung herrschen wie bisher. Ohne Stränge, etwas Furcht und Zittern ist das nicht durchzuführen.

Wir haben augenblicklich keine Schwerkranken. Am Abend sitzen wir Schwestern im Anstaltsgarten und genießen etwas von der Natur.

Der Duft zieht von den Feldern herüber. Manchmal quakt ein Frosch behaglich aus seinem Tümpel. Die wohligen Naturlaute tun mir weh.

Wer Heimweh kennt, weiß, was ich meine.

* * *

Die ruhigen Tage sind vorübergegangen. Eine Scharlach-epidemie ist plötzlich in unserem Kindersaal ausgebrochen. Schwester Ida verlor beinahe den Kopf. Sie bleibt ganz bei den Scharlachkranken. Ich führe statt ihrer die Aufsicht über die erste Station.

Frau Oberin wollte sofort auf die Unglücksbotschaft zurückkommen, ist aber in ihrem Zimmer hingefallen und hat sich den Fuß verrenkt. Heute ist ein schwer gestürzter Offizier hier eingeliefert worden. Unser Krankenhaus lag dem Orte des Unfalles am nächsten. Der Verletzte durfte keinem weiteren Transport ausgesetzt werden. Darum erhoben wir keine Einsprache, denn eigentlich nehmen wir keine neuen Kranken auf, so lange das Scharlachfieber hier herrscht.

Ich muß den zwei jungen Probeschwestern die paar Leichtkranken auf der Station überlassen und mich allein dem Gestürzten widmen.

Es ist gut für mich, daß ich wieder Tag und Nacht arbeiten muß. Ruhe und Nachdenken ist nichts für mich bei meinem törichtem Heimwehwandlungen.

* * *

Es ist die vierte Nacht, daß ich heute wache. Ich habe mir eine kleine Lampe angezündet, bei deren Licht ich schreibe, um nicht müde zu werden.

Blicke ich auf, so kann ich gerade in das Gesicht meines Kranken sehn und jede Spur einer Veränderung wahrnehmen.

Unvorschriftsmäßig ist alles, was ich jetzt tue. Die wiederholten Nachtwachen, das Schreiben — alles. Aber in unserem jetzigen Zustand müssen Ausnahmen gemacht werden.

Ich überlasse meinen Kranken keiner anderen. Niemand soll etwas für ihn tun — nur ich will ihn pflegen. Ich habe vorhin noch einmal die Temperatur gemessen. Er hat hohes Fieber — das ist schlimm bei seinen Verletzungen. Er hat eine Gehirnerschütterung, gebrochene Rippen, die auf die Lunge drücken, und einen Armbruch bei seinem Sturz davongetragen. Als man ihn hier einlieferte, war er vollkommen bewusstlos; sein Kamerad, ein Arzt und die Krankenträger, die ihn herbrachten, nannten seinen Namen — Jürgen von Retzow, kommandiert zur Reitschule in Hannover. Ich mußte es auf der Tafel, die über dem Bette angebracht ist, notieren. Daneben hängt die Fiebertabelle. Sein Bursche kommt jeden Tag, um sich nach ihm zu erkundigen und viele Freunde, junge, auch ältere Offiziere. Wenn sie vor ihm stehen in ihren glänzenden Uniformen, die Sporen klirren bei ihren Verbeugungen — ein leichter Zigaretteruch, ein wenig „Pferdeduft“ bleibt im Vorzimmer zurück, wenn sie mit mir gesprochen haben, dann liegt in alledem ein seltsamer Nervenreiz für mich. Der von ihren Stimmen, die Art sich zu geben, ein wenig herrisch und gutmütig, besorgt und leichtlebig zugleich — das ist alles wie ein Gruß aus vergangenen Tagen. Seit fast einem Jahre rede ich zum erstenmale wieder mit Menschen meiner Sphäre und meinen Lebensgewohnheiten von einst.

Es amüsiert mich, wie die Herren immer sehr bald ihren Ton ändern, wenn sie mit mir sprechen. Zuerst klingt alles etwas kurz ab, so von oben herunter, wie wenn sie mit einer dienenden Persönlichkeit verhandelten. Kaum habe ich sie bekomme ich eine Verbeugung, mit der eine Fürstin zufrieden sein könnte.

Wie ich am ersten Tag am Bett des Kranken sandt und zwei seiner Freunde leis herantraten, hörte ich, wie der

Jüngere, ein blutjunger Leutnant, sein Schnurrbärtchen drehend, dem anderen zuflüsterte: „Donnerwetter, die Schwester ist ja ein bildhübsches Mädel. Von der liebe ich mich auch gleich pflegen.“ Ich wechselte gerade die Eisblase auf der Stirn des Kranken. Ich fühlte, wie mir das Blut siedend heiß ins Gesicht stieg. Ich hob nur eine Sekunde die Augen und sah dem jungen Herrn ernst ins Gesicht. Er wurde schrecklich verlegen und machte mir beim Herausgehen seinen tiefsten Diener. Seitdem ist er die Höflichkeit selbst. Aber trotz meines strafenden Blicks — gefreut hat mich die Bemerkung doch!

Schäme dich, Schwester Käthe! Du willst deinen Doktor sehr bald heiraten, was geht's dich an, ob man dich hübsch findet oder nicht!

Schwere Tage und Nächte liegen hinter mir. Ich komme aus den Kleidern gar nicht mehr heraus. Ich schlafe nur am Tag ein paar Stunden, solange der Assistenzarzt bei dem Kranken bleiben kann. Er ist jetzt bei Besinnung — wenigstens manchmal; aber er leidet qualvoll. Die gebrochenen Rippen verursachen heftige Schmerzen. Er glaubt oft, ersticken zu müssen, denn er kann Blut und Schleim aus der Lunge nicht aushusten. Ich knie an seinem Bett und stützte ihn in meinen Armen.

Noch nie habe ich eine Klage aus seinem Munde gehört — nur manchmal krampfen sich die Hände zusammen, die schwarzen Augenbrauen markieren sich wie ein dicker dunkler Strich unter der weißen Stirn, die so merkwürdig hell gegen das braungebrannte Untergesicht absticht. Die Zähne werden fest übereinander gebissen — das ist alles. Dabei denkt er immer mir die Pflege zu erleichtern.

„Schwester, stehen Sie doch auf . . . das Knien ist ja so un bequem für Sie . . . Wie müde müssen Sie sein.“

Als ob ich daran dächte! Was kümmern mich meine steifen Glieder und überwachten Augen, wenn ich ihm eine Sekunde der Erleichterung dafür schaffen kann.

Es ist nicht möglich, bei diesen unaufhörlichen Nachtwachen stets die steife Tracht mit der unbequemen Haube anzubehalten. Ich habe mir von Hause einen leichten Morgenrock schicken lassen, den ziehe ich abends an und löse die Nadeln aus dem Haar. Meine schweren Zöpfe sind eine unerträgliche Last unter dieser schrecklichen Haube. Ich habe es dem Arzt gesagt, ich könnte die Tracht bei den Nachtwachen nicht mehr anbehalten.

„Machen Sie, was Sie wollen, nur halten Sie aus!“ war seine Antwort. —

Heute nacht sah ich die großen dunklen Augen Retzows voll auf mich gerichtet. Ich stand in meinem weißen Kleid neben seinem Bett, um die Eisblase leise fortzunehmen.

„Merkwürdig!“ sagte er ganz deutlich. „Bei Tage pflegt aber angesehen, ihnen kurz Bescheid gegeben, dann ändert sich der Ton plötzlich, er wird immer höflicher. Zum Schluß mich eine Nonne — nachts ein Engel.“

Er griff nach meiner Hand. Ich kniete neben seinem Bette nieder und schob meinen Arm unter sein Kopfkissen, bis er endlich einschlief.

Trotz des unsicheren Lichtschimmers der Lampe sehe ich sein Gesicht ganz deutlich. Der schmale Kopf mit dem dunklen, kurzgeschnittenen Haar lag auf meinem Arm. Die scharf markierten, zusammengezogenen Brauen gaben den Zügen etwas Ernstes, die Nase ist leicht gebogen, die Lippen unter dem braunen Schnurrbart fein geschnitten. Das Kinn fest, ein wenig eigensinnig. Ueber diesem ganzen Rassekopf liegt es wie intensive Willenskraft.

Mich hat noch nie ein Gesicht so angesehen, wie dieses schmale, bräunliche, mit den großen dunklen Augen.

Von Retzows Privatverhältnissen weiß ich einiges durch die Gespräche seiner Freunde. Er ist ein bevorzugter Offizier, bekannter Rennreiter. Den Sturz tat er mit einem bössartigen Hengst, den er durchaus über ein Hindernis bringen wollte. So etwas gefällt mir. Nicht ablassen von dem Vorsatz, den man gefaßt hat.

Die Gehirnerschütterung wird täglich besser. Das Bewußtsein ist ungetrübt. Der Arzt gibt Hoffnung auf völlige Genesung.

„Das verdanke ich Ihnen, Schwester,“ sagte Retzow heute.

Seine Blicke lagen warm auf mir. Er faßte nach meiner Hand.

Ich wandte mich etwas schroff ab. „Ich tue nur meine Pflicht.“

Ich machte dann die Stube vollends rein. Er sah mir mit unzufriedenem Blicke zu.

„Warum tun Sie solch grobe Arbeit selber?“

„Das ist gesund und gehört für eine Schwester.“

Ich fegte und scheuerte weiter, bis Pferdegetrappel mich und meinen Kranken aufsehen ließ.

Die Fenster dieser Stube gehen auf den Hof einer Artilleriekaserne hinaus. Ein paar junge Remonten wurden herausgeführt und ließen wie gewöhnlich die ungeschickten Soldaten nicht aufsitzen. Ich sah hinaus und berichtete Retzow, der sich natürlich auch lebhaft für die Vorgänge auf dem Hof interessierte, was ich sah.

„Wie ungeschickt der Tölpel das Pferd führt!“ rief ich ganz aufgeregt, meinen Scheuereimer bei Seite schiebend. „Das sollten Sie nur sehen! Der Fuchs läßt wieder nicht aufsitzen. Der Racker keilt immer nach dem Reiter. Und die Esel stehen alle herum, und keiner wagt sich ran, statt daß einer dem Pferde das eine Vorderbein hochhebt — dann kann es ja nicht mehr ausschlagen.“

Mit einem vor Eifer heißen Gesicht sah ich mich nach meinem Kranken um und wurde etwas verlegen unter seinem lächelnden Blick. „Schwesterchen, Sie haben ja schrecklich viel Pferdeverständnis!“ meinte er. „Wenn es nicht unbescheiden ist, wüßte ich gern ihren Namen.“

„Ich bin die Schwester Käthe, Herr von Retzow. Ueber unsere Privatverhältnisse wünscht die Frau Oberin nicht, daß wir reden.“

„Hier herrscht ja militärischer Gehorsam. Das hätte ich nicht geglaubt, daß der auch in einem Krankenhause mit Schwestern zu erreichen wäre.“

„Wir gehorchen ebenso wie Sie in Ihrem Berufe weniger der Person wie der Sache, der man dient, dem „Ding an sich,“ wenn Sie wollen.“

„Schwester Käthe haben nicht nur Reitstudien, sondern auch philosophische Studien getrieben? Das „Ding an sich“ — der Ausdruck stammt von Kant.“

„Jawohl. Aber jetzt habe ich weder mit Philosophen noch mit Pferden, sondern nur mit meinem Kranken zu tun, den ich bitte, im Interesse seiner Gesundheit nicht zu viel zu reden.“

Er läßt mich aber seitdem nicht in Ruhe, sondern treibt mich beständig mit seinen Fragen in die Enge.

Welch Genuß ist es, wieder einmal mit jemand reden zu können, der einen versteht, dem man nicht immer erst alles aufklären muß!

Ich sehe seine Augen mir beständig folgen. Es liegt oft ein rätselvoller Ausdruck darin, Aufmerksamkeit, Dankbarkeit, ein wenig Neugier und noch etwas anderes — ich will's nicht wissen, nicht nennen — aber es beseligt mich.

*

Jeden Morgen ist seine erste Frage nach eingelaufenen Briefen. Es kommen oft welche für ihn — immer in derselben, kleinen, kritzeligen Damenhand.

Ich kann solche charakterlose Handschriften nicht leiden. Das Parfüm der Briefe ärgert mich auch. Es ist so aufdringlich. Ich finde es ungebildet, auf parfümiertem Papier zu schreiben, ja wirklich unfein. Er reißt die Briefe immer hastig auf. Wenn er sie gelesen hat, hebt ein tiefer Atemzug seine Brust, als ob er sich erleichtert fühle.

Heute schrieb Retzow sogar selbst einige Zeilen. Ich nahm ihm den Brief ab, um ihn zur Post befördern zu lassen. Die Adresse lautet: An Komteß Margarete von Holnstein, Rom, Villa Tivoli.

Wer das wohl sein mag? Einen Ring trägt er nicht, aber das mögen viele Reiter nicht, weil die Zügel leicht am Ringe drücken.

Den ganzen Tag mußte ich an die dumme Adresse denken, als wenn's mich etwas angeinge, an wen er schreibt!

*

Seine Kameraden kommen jetzt oft nachmittags. Ich

bleibe dann im Nebenzimmer. Durch die dünne Tür höre ich Bruchstücke ihres Gesprächs und orientiere mich dadurch ein wenig über Retzows Familienverhältnisse. Er ist das einzige Kind seiner Eltern, die eines Leidens der Mutter wegen in Italien sind. Sie sollen, um die Leidende nicht zu erregen, nur von dem gebrochenen Arm des Sohnes, aber nicht von der Schwere des Sturzes unterrichtet werden.

Im allgemeinen sprechen die Herren meistens über dienstliche Sachen, Renngeschichten usw. Ich höre immer nur auf Retzows Stimme. Wie ich sein tiefes Organ mit dem etwas herrischen Klang darin, dem kurzen Auflachen liebe!

Sein Bursche kommt jetzt täglich und hilft ihm beim Aufstehen. Der gebrochene Arm liegt fest in der Schlinge. Hartung würde zufrieden sein. Er zeigte mir damals in Lukow, wie solcher Armverband aussehen muß.

Hartung! lieber Gott, wie lange habe ich nicht mehr an ihn gedacht! Alles ist versunken für mich seit Retzows Herkommen. Er wird nicht mehr lange hier bleiben, denn er wird täglich kräftiger. Ich bin dankbar dafür — und doch . . .

* * *

Jetzt weiß ich, wer Komteß Margarete Holnstein ist. Sie ist Retzows Braut.

Zwei Offiziere besuchten ihn heute. Ich mußte herein gehen, um ihm den Kaffee zu bringen.

Ich setzte das Geschirr auf den Tisch. Die Briefmappe lag aufgeschlagen da. Ich mußte sie etwas zurückschieben, um Platz zu schaffen. Eine Photographie fiel dabei heraus. Einer der Offiziere hob sie auf und las den über die Photographie geschriebenen Namen.

„Margarethe? Ah, Retzow — das ist ja die Komteß Holnstein!“

„Jawohl, das ist meine Braut!“ antwortete Retzow. Er lachte dabei.

Ich warf schnell einen Blick auf das Bild. Ein blondes, reizendes Mädchengesicht, fast noch ein Kind.

Ich ging langsam hinaus. Mir ist, als hätte ich das längst gewußt und mich nur selbst betrogen.

Ich stand am Fenster. Der Regen tropfte eintönig aufs Dach — immer ein Tropfen nach dem anderen. Mich machte das monotone Geräusch ganz krank. Ich fühlte einen Druck im Halse, als ob ich beständig Tränen herunterschlucke. Meine Augen brannten. Die Müdigkeit nach der anstrengenden Pflege kommt wohl nach.

*

Ich brachte ihm die Lampe und sein Abendbrot.

„Können Sie sich nicht etwas zu mir setzen, Schwester?“ bat er. „Ich bin so allein. Oder erlaubt die Frau Oberin, dieses Schreckgespenst, das auch nicht?“

„Nein, es wäre auch sehr unpassend“, entgegnete ich kurz.

Er sah mir mit einem scharf fragenden Blick ins Gesicht. Ein Schauer durchfuhr mich. Wie mußte das sein, wenn diese Augen einen zärtlich anblicken? Ich glaube, ich könnte nicht widerstehen — ich ginge in den Tod, wenn er es mich ließe.

„Als ich schwer krank war, waren Sie viel liebenswürdiger“, fuhr er vorwurfsvoll fort. „Seien Sie barmherzig gegen einen armen Krüppel, schneiden Sie mir wenigstens meinen Schinken.“

„Gern.“ Ich machte das Butterbrot zurecht.

„Danke sehr.“

„Sie brauchen gar nicht zu danken. Das ist selbstverständlich, daß ich das tue“, sagte ich ärgerlich. Mich reizte heute jedes Wort.

Er lachte. Wir standen dicht zusammen an dem runden Tisch, den die Lampe hell beschien. Er kam noch näher zu mir heran. Ich spürte seinen heißen Atem auf meinem Gesicht, als er sich zu mir beugte.

„Sie haben gar nichts von einer Schwester an sich, Schwester Käthe — gar nichts, trotzdem sie mich wie einen Engel gepflegt haben. Aber gerade darum gefallen Sie mir gut.“

Er sprach leise in mein halb abgewandtes Ohr hinein.

„Sie sind, glaube ich, ein gehöriger Trotzkopf. Es müßte eine schöne Aufgabe für einen Mann sein, Ihren Starrsinn durch Liebe zu überwinden.“

Mir war, als ob ein roter Nebel vor meinen Augen auf und nieder wallte. Ich wußte, wenn ich noch eine Sekunde länger diese Stimme mit anhören, in diese Augen sehen mußte, dann lag ich an seiner Brust und vergaß alles — alles außer daß ich ihn liebte, wie es meine Mutter mir befiehlt — grenzenlos leidenschaftlich.

Mit fast übermenschlicher Kraft faßte ich mich. „Diese schöne Aufgabe, meinen Starrsinn durch Liebe zu überwinden, ist bereits gelungen, Herr v. Retzow“, sagte ich abweisend. „Ich bin seit bald einem Jahre verlobt mit Doktor Hartung. Ich lerne hier die Krankenpflege, um meinem Mann später in seinem Beruf zu nützen. Ich habe viel an Ihnen gelernt, Herr von Retzow, Sie waren für mich ein sehr nützliches Objekt.“

Er trat von mir zurück. Ich sah, wie er sich auf die Lippen biß.

„Fühle mich sehr geschmeichelt“, entgegnete er nach einer Pause. „Gratuliere übrigens zur Verlobung. Ihr Herr Bräutigam ist zu beneiden, eine Frau zu bekommen, die so ganz in seinem Berufe aufgeht.“

Er schob den Teller zurück. Er war offenbar verstimmt.

„Wünschen Sie noch etwas, Herr von Retzow?“

„Danke — ich werde ganz gut mit allem fertig. In den nächsten Tagen hoffe ich gehn zu dürfen, nicht wahr?“

„Gewiß. Gute Nacht!“

„Gute Nacht, Schwester Käthe!“

Ich ging mit meinem Präsentierteller hinaus. Er öffnete mir die Tür. Sein Gesicht sah finster aus — oder bildete ich mir das nur ein? Ihn kann's doch nicht kümmern, ob ich verlobt bin!

Vielleicht fühlt er in seiner aufwallenden Dankbarkeit ein wenig wärmer für mich — gewiß, das wird's gewesen sein.

*

Ich schlief die ganze Nacht nicht. Früh um halb sechs bereits weckte ich die verschlafene Probeschwester und übergab ihr das Zimmer Nr. 14 mit dem Klassenkranken Leutnant v. Retzow. Sie riß erstaunt die Augen auf.

Schwester Ida ist sehr froh, mich bei den kranken Kindern verwenden zu können. Wir haben immer noch schwere Scharlächfälle. Ich komme nun der Ansteckungsgefahr wegen nicht mehr auf die Station.

Nach einigen Tagen hörte ich, daß Herr von Retzow das Krankenhaus verlassen habe. Er hat sich öfters nach mir erkundigt, mir auch noch beim Abschied für meine Pflege besonders danken lassen.

Die Probeschwester fand ihn stolz und unfreundlich. Sie sei froh gewesen, ihn nicht mehr bedienen zu müssen.

Ich habe ihn nicht mehr gesehen — und werde ihm auch nie mehr im Leben begegnen.

Gut so.

Unsere Tage gehen wieder ihren alten Gang. Arbeit, Arbeit — das ist das Einzige, was ich ersehne, was mir hilft. Der Gedanke, jetzt untätig in Lukow sitzen zu müssen, ist schrecklich. Hier komme ich wenigstens nicht viel zum Nachdenken.

Unsere Epidemie ist glücklich vorbei. Die Oberin ist wieder da und führt ihr straffes Regiment weiter. Sie rief mich heute zu sich und sprach mit ihre Zufriedenheit aus. Sie habe Briefe von Herrn von Retzows Eltern und einen von ihm selbst bekommen, in dem er für die vorzügliche, aufopfernde Pflege, die er im Marienstift genossen, danke. Eine namhafte Summe für das Haus sei außerdem beigefügt worden.

„Woher ist der Brief, Frau Oberin?“ fragte ich.

„Frau von Retzow schreibt aus Rom. Sie fügt hinzu, daß in ihrer Familie, sobald sie nach Hause zurückgekehrt sein würden, ein frohes Familienfest gefeiert werden solle, eine Hochzeit. Sie sei sehr glücklich, daß ihr Sohn dazu wieder ganz hergestellt wäre. Und das verdanke sie danke sie in erster Linie Ihnen, Schwester Käthe.“

So bald also wird er heiraten! Mir war den ganzen Tag, als ob ich Glocken läuten höre — seine Heiratsglocken.

(Fortsetzung folgt.)